

Der archäologische Aspekt

Autor(en): **Moosebrugger-Leu, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **13 (1963)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Material liegt für unsere Sinne faßbar da. Wir hören die Namen der Orte, wir sehen und fassen die Gürtelschnallen. Ortsnamen und Grabbeigaben sind für uns in weit höherem Maße real als die Geschichte des burgundischen Reiches. Ja, diese muß sogar als sehr hypothetisch gelten, da uns die quellenarme Zeit nur spärliche Bausteine liefert. Um so fraglicher ist es, wenn das linguistische und archäologische Material stets von der Geschichte her beurteilt wird, als habe es nämlich ein burgundisches Königreich gegeben, dessen Basis ein starkes burgundisches Volkstum war. Mir scheint, daß die frühmittelalterlichen Ortsnamen und Grabbeigaben, als gewichtige Zeugnisse der westschweizerischen Vergangenheit, einer Deutung bedürfen, die ihren Ausgang weniger von der Geschichte des ersten burgundischen Reiches hernehmen sollte, sondern vielmehr ihr Augenmerk auf Sprach- und Kulturräume richten müßte. Denn Sprache und Kultur wurden im Frühmittelalter weit weniger, als wir dies aus unserer modernen Perspektive anzunehmen gewöhnt sind, vom Gang der Politik beeinflußt.

DER ARCHÄOLOGISCHE ASPEKT

Von R. MOOSBRUGGER-LEU

Den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bilden ausschließlich die Grabfunde der frühmittelalterlichen Gräberfelder. Es handelt sich dabei um ein namenloses Fundmaterial, von dem wir bestenfalls wissen, wo und in welcher Lage es gefunden wurde. Damit stellt sich vorweg die methodische Frage: wie ist es überhaupt möglich, diesem namenlosen Fundgut eine geschichtliche Aussage abzugewinnen?

Ich möchte diese Frage der Methodik an einem Beispiel kurz erörtern. An einem Beispiel, das uns zwar für einen Augenblick über die Grenzen unserer Heimat hinausführt, aber doch aufs engste zu unserem Themenkreis gehört. In frühmittelalterlichen

Gräbern der Schweiz sind verschiedentlich Skelette mit künstlichen Schädeldeformationen gefunden worden. Als Kuriosa haben sie schon früh das besondere Interesse der Anthropologen gefunden; aber allein damit ist für die Geschichte wenig gewonnen. Zieht man die Überlieferung aus dem 5. Jahrhundert heran, wo die Hunnen wie folgt beschrieben werden: *consurgit in arctum massa rotunda caput, geminis sub fronte cavernis visus adest oculis absentibus...*, so ist das ein willkommener Hinweis, aber noch kein eigentlicher Beleg.

Es blieb J. Werner in seiner Publikation «Beiträge zur Archäologie des Attilareiches» vorbehalten¹, die geschichtlichen Zusammenhänge dieser sonderbaren Modetorheit klar herauszuschälen. Werden die Fundstellen mit künstlichen Schädeldeformationen datiert und kartiert, so setzen sie sich zu einem Bild zusammen, dessen geschichtlicher Inhalt sofort ablesbar ist. Der Brauch wird durch die hunnischen Reiternomaden aus dem Osten in die ungarische Tiefebene hineingetragen. In Mitteleuropa übernehmen nebst den Langobarden und Thüringern auch die Burgunder diesen Brauch. Durch die zwangsweise Verlegung der Burgunder in die Sapaudia findet dieser Brauch auch hier seinen Niederschlag (Abb. 1). Die Fundstellen mit künstlichen Schädeldeformationen sind im Einzugsgebiet des untern Genfersees besonders dicht (Abb. 2); weiter westlich lassen sie sich nur noch vereinzelt beobachten. Die Bestattungen müssen in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts und im frühen 6. Jahrhundert in die Erde gekommen sein. Sie dürften den Kern der ersten burgundischen Ansiedlung in der Sapaudia repräsentieren. Im schweizerischen Abschnitt halten sich — wie wir noch sehen werden — auch alle andern Funde des 5. Jahrhunderts in diesem Raum.

Dieser kleine Exkurs dürfte dargetan haben, daß erste Voraussetzung für die geschichtliche Auswertung des archäologischen Materials ein möglichst vollständiges Zusammentragen der betreffenden Fundkategorien ist. Zweite Voraussetzung ist die sachliche Verarbeitung und chronologische Ordnung des Materials.

¹ J. WERNER, *Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches*, Bayr. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl., Abhandlungen, NF 38 A und B, 1956.

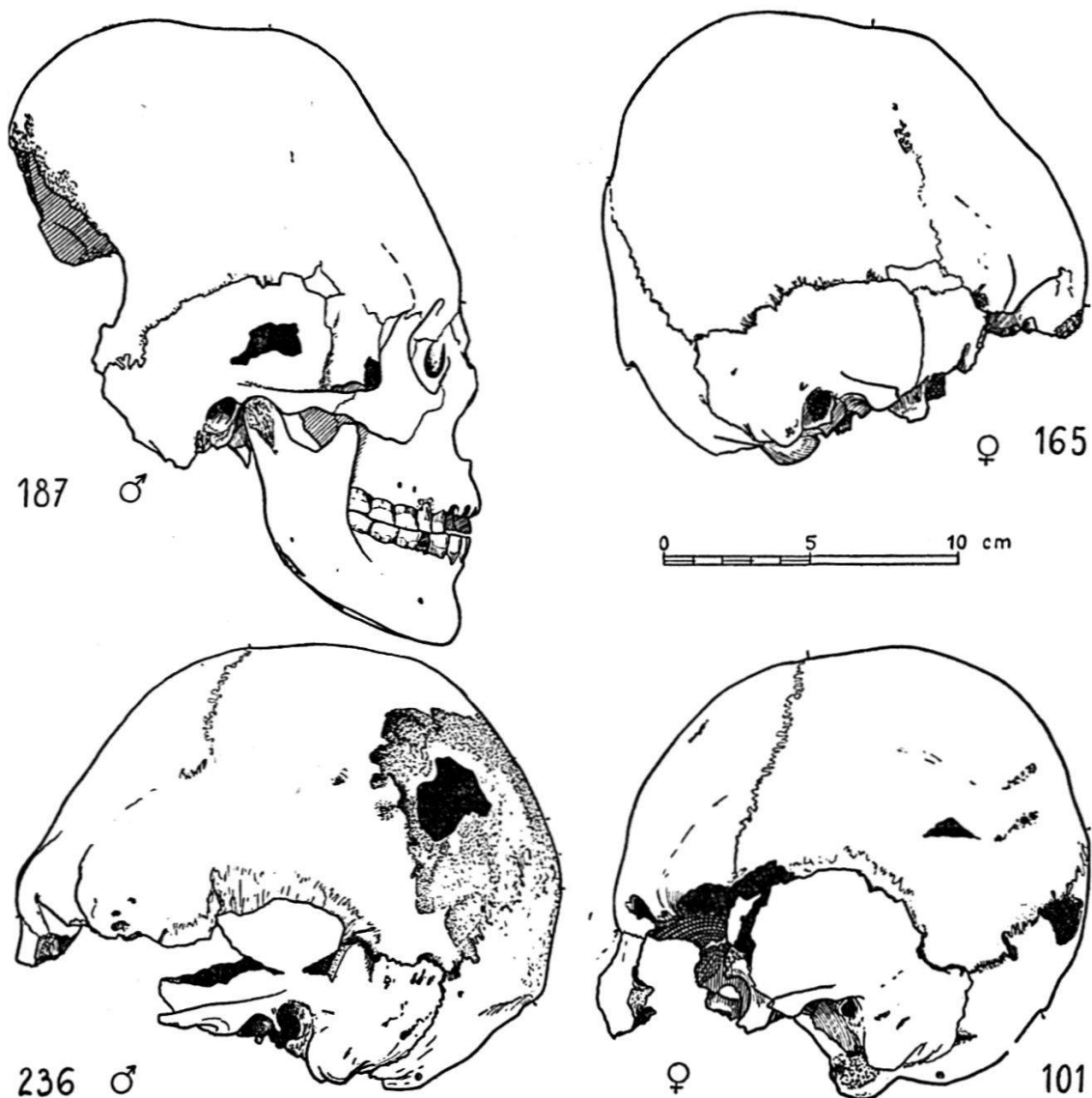


Abb. 1. Künstliche Schädeldeformationen aus dem Gräberfeld St-Prex der Grabung 1951—1952. Grab 236 ist durch eine kleine Eisenschnalle mit tauschiertem Bügel in die Zeit um 500 datiert. (Maßstab 3 : 10 nach M. R. Sauter. Vgl. Anm. 2.)

Diese beiden Voraussetzungen zusammengenommen bilden aber nur den Unterbau für den eigentlichen Vollzug, das heißt für die Umsetzung der Bodenfunde zu einem geschichtlichen Bild. Der eigentliche Brückenschlag vollzieht sich mit der Streuungskarte. Eines wollen wir uns im klaren sein, und dies soll deutlich unterstrichen werden — nämlich, daß dieser Übergang vom Bodenfund, vom anonymen Ding zum geschichtlichen Begriff immer ein Voll-

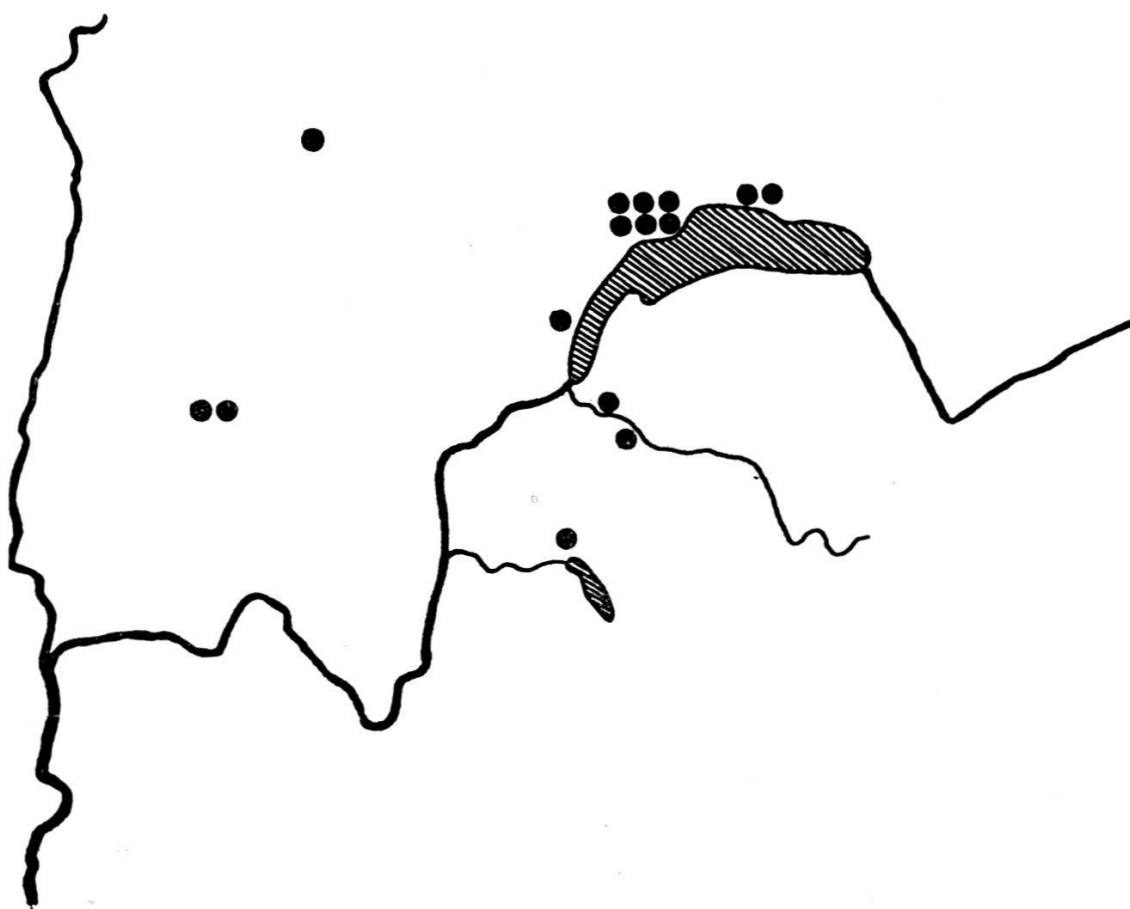


Abb. 2. Streuungskarte der künstlichen Schädeldeformationen der zweiten Hälfte des 5. und des frühen 6. Jahrhunderts aus dem Rhonetal. (Zusammengestellt nach J. Werner und ergänzt nach M. R. Sauter. Nach den neuesten Untersuchungen von M. R. Sauter werden J. Werners Ausführungen dahin korrigiert, daß es sich bei den Burgundern nicht um eine ausschließlich weibliche Modeerscheinung handelte. Vgl. Anm. 1 u. 2.)

zug ist und darum immer mit der Problematik der Interpretation behaftet sein wird. Hinzu kommt die Zufälligkeit der Funde an sich. Zu diesem Punkt wäre zu sagen, daß im folgenden eine Materialauslese aus sämtlichen Fundstellen der Schweiz vorgelegt wird, so daß die Ergebnisse doch bis zu einem gewissen Grad den Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben dürfen und nicht mehr als reines Spiel des Zufalls abgetan werden können.

² M. R. SAUTER, *Quelques contributions de l'anthropologie à la connaissance du haut moyen âge*, Mém. Doc. Soc. Hist. Arch. Genève 40, 1961.

Des weitern möchte ich klargestellt wissen, daß — wenn ich im folgenden von Burgundern oder Alamannen spreche — ich niemals etwas vor Augen habe, das auch nur von fern sich mit der Vorstellung von reinrassigen Völkerschaften deckt. Ich denke an recht bunt *zusammengewürfelte Schicksals- oder Interessengemeinschaften, die sich um eine Kerngruppe gebildet haben* — um Gemeinschaften, die erst im Verlauf der Zeit mit ihrer festen Ansiedlung ihr eigenes Gepräge gefunden haben. So kommt es nicht von ungefähr, daß sich die Funde der Frühzeit am Basler Rheinknie und am untern Genfersee zum Verwecheln ähnlich sehen, daß sich Unterschiede in der Tracht und im Bestattungsbrauch zwischen den Gebieten westlich und östlich der Aare erst im Verlauf des 6. Jahrhunderts abzuzeichnen beginnen. Erst das Fundgut des 7. Jahrhunderts hat seine eigentliche regionale Prägung erfahren, die sich in auffallender Weise mit den Stammesgebieten deckt, so daß ich es wage, selbst für die Zeit des 7. Jahrhunderts noch von Burgundern und Alamannen zu sprechen. Mit dem Begriff «Romanen» umschreibe ich die alteingesessene Mischbevölkerung, die sich im Verlauf der Römerherrschaft herausgebildet hat.

Die Verhältnisse im 5. Jahrhundert

Durch die schriftlichen Quellen sind wir über den Zeitpunkt und über die Umstände der burgundischen Ansiedlung in der Sapaudia hinlänglich unterrichtet.

Über das Wann und Wie der Besiedlung der Schweiz durch die Alamannen lassen uns hingegen die schriftlichen Quellen vollständig im Dunkeln. Die Ansichten der Geschichtsforscher gehen daher in diesem Punkt stark auseinander:

Eine erste Gruppe von Geschichtsforschern setzt die Besiedlung durch die Alamannen mit dem Abzug der römischen Truppen von der Rheingrenze durch Stilicho zu Beginn des 5. Jahrhunderts gleich.

Eine zweite Gruppe sieht diesen Vorgang um die Mitte des 5. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den durch die Ermordung des Aetius ausgelösten Wirren. Eine dritte Gruppe sieht in der

Niederlage der Alamannen gegen Chlodwig das entscheidende Moment. Nach ihrer Auffassung wäre demnach die Besiedlung der Schweiz durch die Alamannen erst gegen Ende des 5. Jahrhunderts in Gang gekommen.

Ich möchte versuchen, auch diese Frage, die aufs engste mit unserem Thema verknüpft ist, anhand der Streuung der Fibeln zu beantworten. Die Gründe, warum wir uns gerade dieser Fundgruppe zur Klärung unseres Problems zuwenden, möge die Betrachtung zweier Fibelgräber aus dem Gräberfeld Basel-Gotterbarmweg³ veranschaulichen:

Die Frage der Datierungsmethode

In Grab 6 finden wir ein Bügelfibelpaar mit drei Knöpfen an der Kopfplatte, die zangenförmige Einschnitte aufweist (Abb. 3). Dazu gehört ein massiver Silberhalsring, ein doppelreihiger Kamm und ein Gehänge mit allerlei Kleinkram, darunter auch eine durchbohrte Münze Jovins, geprägt zwischen 411 und 413. Das Grab muß demnach um die Mitte des 5. Jahrhunderts in den Boden gekommen sein.

In Grab 33 finden wir denselben Fibeltypus wieder, diesmal vergesellschaftet mit einer andern Dreiknopffibel und einem Vogelfibelpaar. Dieses Grab erweist sich wegen der mitgefundenen Vogelfibeln als etwas jünger.

Bei den Fibelgräbern handelt es sich also einmal um reich ausgestattete Gräber, die dank ihrer Fundvergesellschaftung eine verfeinerte Datierung erlauben. Dazu kommt, daß sie recht häufig münzdatiert sind und daß es sich bei den Fibeln um einen Modeartikel mit entsprechend raschem Formenwechsel handelt.

So ist zum Beispiel die Dreiknopffibel bis zu Beginn des 6. Jahrhunderts praktisch überall durch die reichere Fundknopffibel verdrängt worden. Die Entwicklung von der spätrömischen Zwiebelknopffibel über die Ein- und Dreiknopffibel zur Fünfknopffibel

³ E. VOGT, *Das alemannische Gräberfeld am alten Gotterbarmweg in Basel*, ASA, NF 32, 1930, 145.

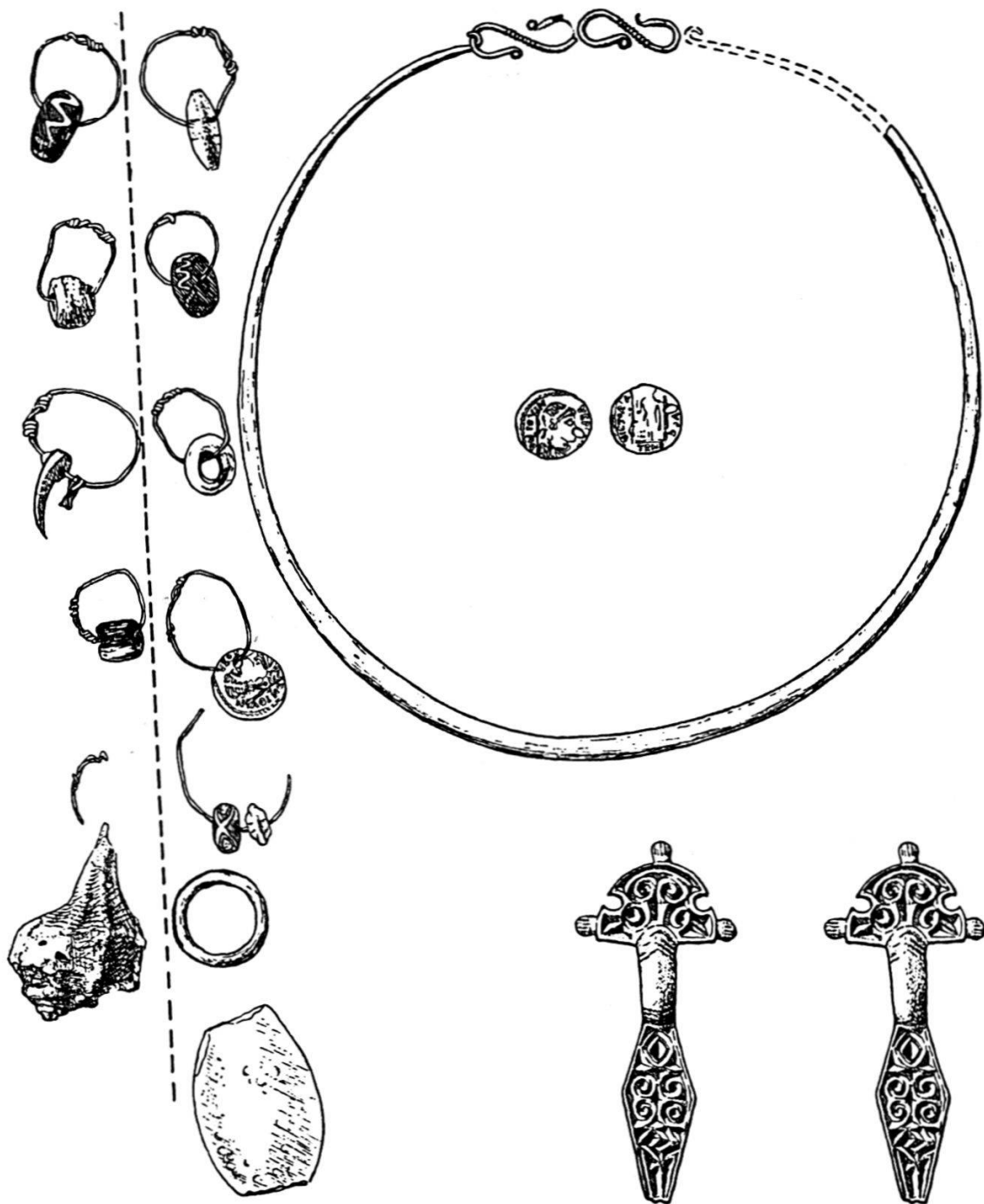


Abb. 3. Das Grab Basel-Gotterbarmweg 6 ist durch eine Münze des Jovin, geprägt zwischen 411 und 413, in die Mitte des 5. Jhs. datiert. Die Münze ist nicht stempelfrisch, sondern gelocht und am Taschengehänge mit anderm Kleinkram befestigt. Schüssel und Kamm nicht abgebildet. (Maßstab 1 : 2, gezeichnet: R. Moosbrugger-Leu.)

möge die Auslegeordnung der Fibeln des Gräberfeldes Basel-Gotterbarmweg aufzeigen (Taf. 2). Diese Reihe repräsentiert gleichzeitig das 5. und frühe 6. Jahrhundert.

Streuung der Fibeln

Kartieren wir die Fibelfunde des 5. Jahrhunderts (Abb. 4), so gähnt im Mittelland eine große Fundleere. Im Nordabschnitt zeichnet sich die erstaunliche Tatsache ab, daß sich die Gräber mit Funden des 5. Jahrhunderts restlos auf dem rechten Rheinufer halten. Es sind die Gräberfelder Basel-Kleinhüningen, Basel-Gotterbarmweg, Herten-Wyhlen und Schleithem (letzteres ist wenigstens durch ein frühes Ortband einer Spathascheide belegt). In der Westschweiz sind es vereinzelte Funde um Genf⁴ und die Gräberfelder von St. Prex⁵, St. Sulpice⁶ und Lausanne-Bel Air und möglicherweise Yverdon, mit einem Fund aus der Zeit um 500. Es ist im Kern dasselbe Gebiet, das sich schon bei der Streuung der Schädeldeformationen abgezeichnet hat (vergleiche Abb. 4 mit Abb. 2).

Zusammenfassend darf also gesagt werden, daß sich *im 5. Jahrhundert die Streuungsgebiete der beiden Völkerschaften nicht berühren* und daß *darum von einer eigentlich burgundisch-alamannischen Volks- und Sprachgrenze noch nicht die Rede sein kann*. Hingegen könnte *im 5. Jahrhundert noch sehr wohl von einer alamannisch-romanischen Volks- und Sprachgrenze gesprochen werden, die damals noch weitgehend mit dem Lauf des Rheines identisch war*. Gleichzeitig war der Rhein Grenze zwischen christlicher und heidnischer Glaubenswelt. Um so mehr muß einmal auf den äußerst seltsamen Umstand hingewiesen werden, daß den wichtigsten spätrömischen

⁴ G. THIRY, *Die Vogelfibeln der germanischen Völkerwanderungszeit*, Rhein. Forsch. z. Vorgesch. 3, 1939, Nr. 30 und 31. (H. Zeiß, 1938, 35, datiert diese beiden Stücke in seinen «Studien» zu spät.)

⁵ Unveröffentlichte Neufunde.

⁶ J. WERNER, *Eine nordfranzösische Tierfibel von Basel-Bernerring*, US 13, 1949, 60ff. (H. Zeiß, 1938, 29ff., datiert in seinen «Studien» auch hier die Funde so spät wie nur möglich. Da die Datierung der Seetierfibeln (Rev. Ch. 1, 1911, T. 21. 1, 2) durch J. Werner korrigiert ist, kann hier auf eine Erörterung des Problems verzichtet werden.)

5. JAHRHUNDERT

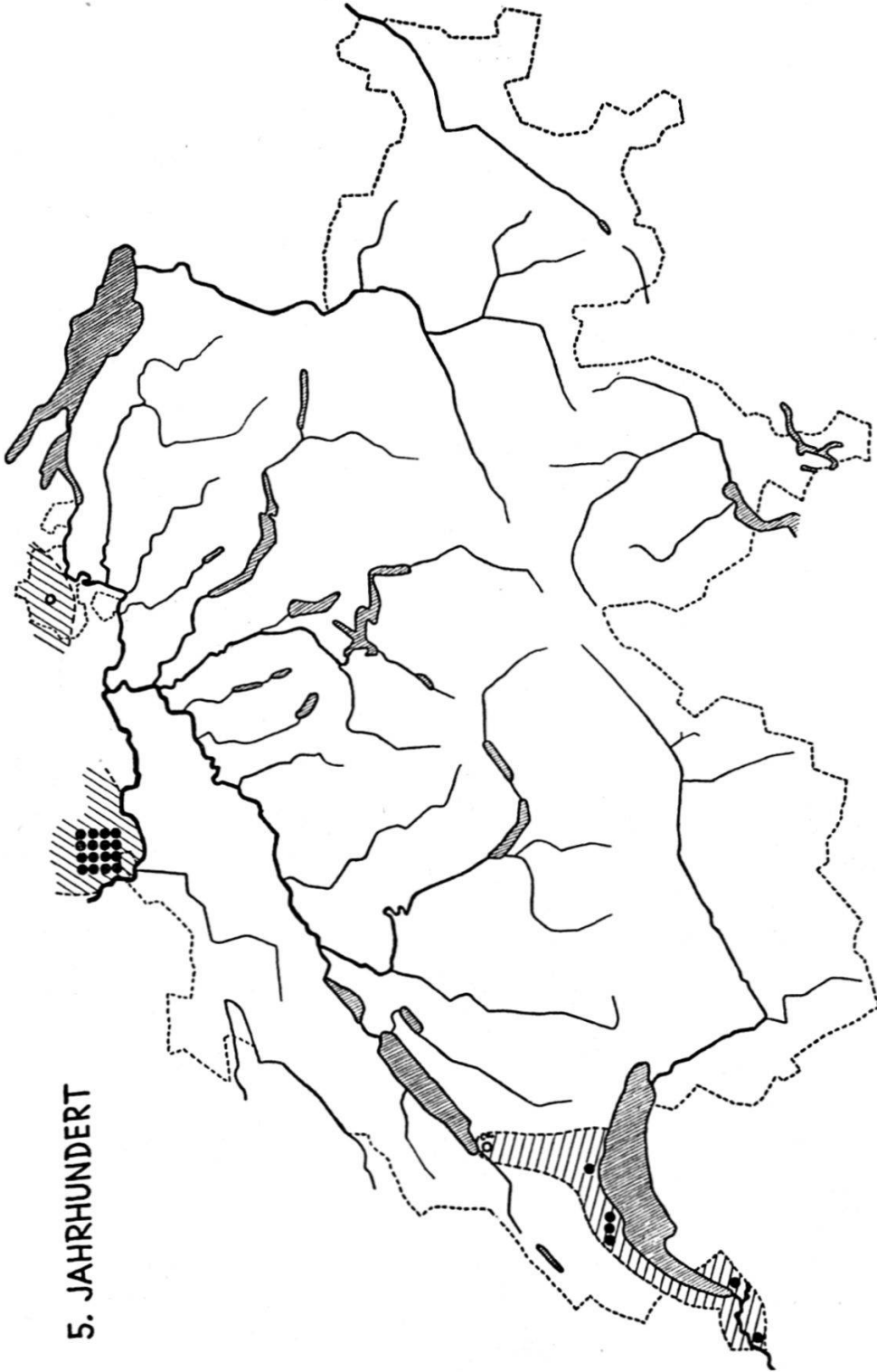


Abb. 4. Streuungskarte der Fibeln des 5. Jahrhunderts. Weitere Funde von Wichtigkeit sind als leere Kreise ausgezogen. Das Siedlungsgebiet zu Ende des 5. Jahrhunderts ist flächig schraffiert. Man vergleiche die westliche Streuung mit dem Streuungsgebiet der künstlichen Schädeldeformationen (Abb. 2).

Kastellen am andern Rheinufer die größten alamannischen Gräberfelder unmittelbar vorgelagert sind: gegenüber Basilia die Gräberfelder Basel-Gotterbarmweg und Basel-Kleinhüningen, jeweils auf der Höhe einer Flußmündung mit relativ günstigen Landstellen oder möglichen Furten; gegenüber Augusta beim alten Brückenkopf das Gräberfeld Hertzen-Wyhlen. Die ganze Situation erweckt weit eher den Eindruck einer *Symbiose* als den eines feindschaftlichen Gegenüberstehens, einer Symbiose, deren Partner vorderhand noch durch den Rhein räumlich geschieden sind. In diesem Eindruck wird man durch die Ausgrabungsergebnisse in Kaiseraugst und Zurzach bestärkt, die gezeigt haben, daß sich just das 5. Jahrhundert durch beachtliche Kirchenbauten innerhalb der Kastellmauern auszeichnet. Diese Ausgrabungsergebnisse sind ein weiteres Indiz dafür, daß die Alamannen sich relativ spät in unserem Lande ansiedelten und daß die alteingesessene Bevölkerung diese kritische Zeit innerhalb der Kastellmauern mehr oder weniger unbeschadet überdauerte.

Die Verhältnisse im 6. Jahrhundert

Im Verlauf des 6. Jahrhunderts klingt das Thema der Bügelfibeln im allgemeinen aus. Als neuer Typus treten die Scheibelfibeln auf den Plan, die dann im 7. Jahrhundert die größte Verbreitung finden.

Zunächst handelt es sich um einfache almandinbesetzte Scheiben, die gegen Ende des 6. Jahrhunderts mehrzonig und durch filigranbelegte Zwischenflächen aufgelockert werden, aus denen sich dann im 7. Jahrhundert die steinbesetzten Goldblechscheibelfibeln entwickeln.

Streuung der Fibeln

Tragen wir die Fibeln des 6. Jahrhunderts — es handelt sich also um die jüngeren Vertreter der Bügelfibeln und die älteren Vertreter der Scheibelfibeln sowie um Tierfibeln — auf der Karte ein, so kommt gegenüber der Streuungskarte des 5. Jahrhunderts ein wesentlich anderes Bild zum Vorschein (Abb. 5):

6. JAHRHUNDERT

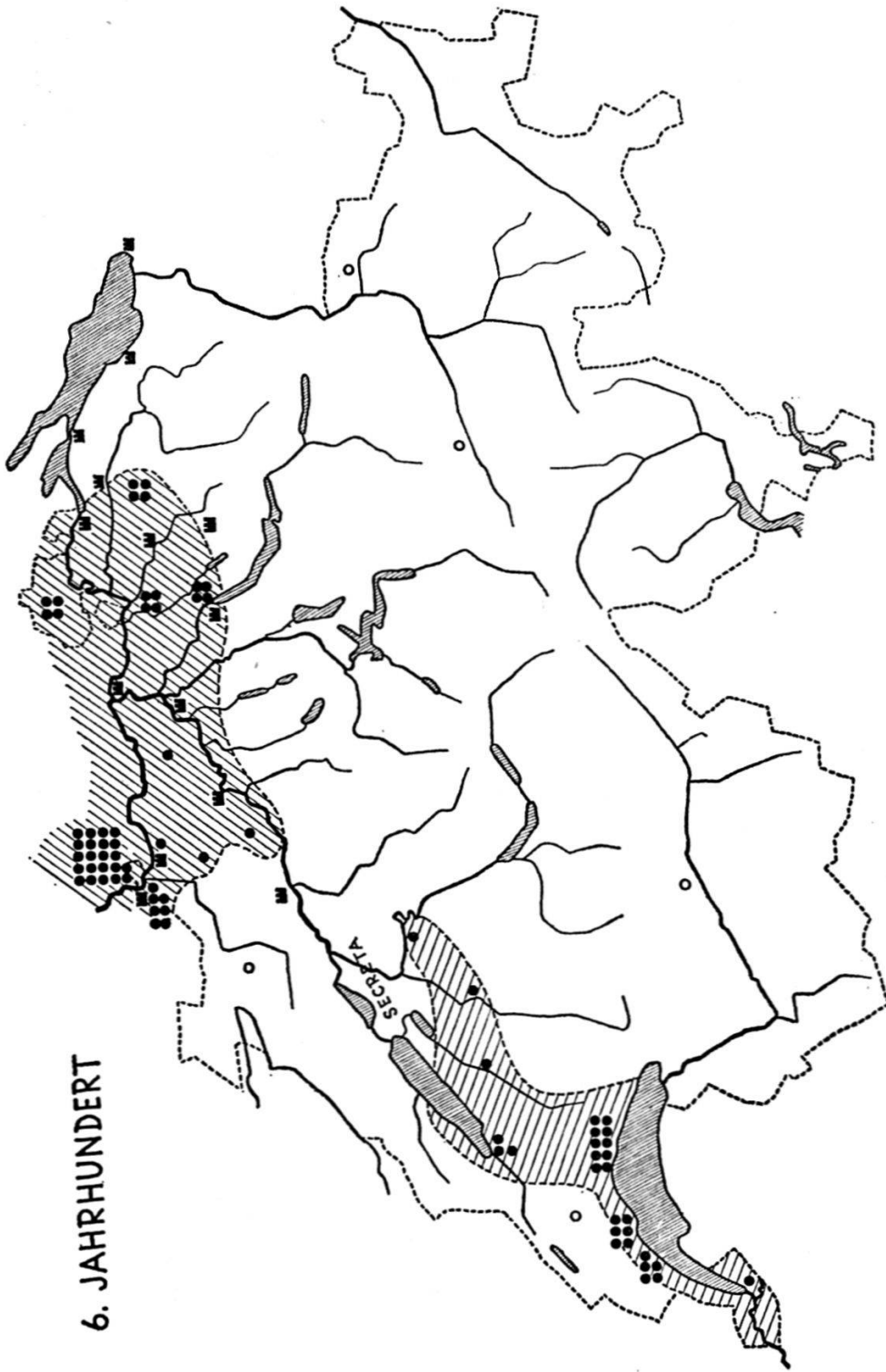


Abb. 5. Streuungskarte der Fibeln des 6. Jahrhunderts. Die Siedlungsgebiete zu Ende des 6. Jahrhunderts sind schraffiert ausgezogen. Weitere Funde außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes sind mit leeren Kreisen markiert. Die spättrömischen Kastelle der Nordschweiz sind als Türme eingezeichnet. Die beiden Siedlungsspitzen haben sich noch nicht berührt. Der Schlachtort Wangas 609/610 kann nur westlich von Önsingen-Oberbuchsitzen liegen; sehr wahrscheinlich ist er in Wangen (Nieder-, Oberwangen) bei Bern, das heißt bei der Siedlungsspitze Bern-Bümpliz, zu suchen.

Von Norden her hat eine Volksgruppe den Hochrhein überschritten und, sich durchs Mittelland vorschiebend, die Gegend von Oberbuchsitzen-Önsingen-Balsthal erreicht. Eine zweite Gruppe hat von Yverdon aus die Broye und Saane überschreitend die Aare in der Gegend von Bern erreicht. Nach den geschichtlichen Gegebenheiten kann es sich bei der nördlichen Gruppe nur um alamannische, bei der westlichen nur um burgundische Volkselemente handeln.

Zwischen den beiden Völkerschaften liegt noch ein von ihnen unberührter Streifen. Es sind die Sumpf- und Überschwemmungsgebiete des Großen Mooses, der Emme- und Langetenmündungsgebiete mit den schlechten Böden bis Murgenthal. Ich frage mich, ob nicht die Stelle bei Gregor von Tours sich auf diesen Gebietsstreifen bezieht, wo die Rede ist von: *illa Iorensis deserti secreta, quae inter Burgundiam Alamanniamque sita, Aventicae adiacent civitati*. Es ist nicht das Desertum, das heißt der Höhenzug des Jura, sondern es sind die *Secreta*, welche zwischen Burgund und Alamannen liegen. Sie sind nach dem Quellentext einerseits in Juranähe zu suchen und grenzen andererseits an den Avenchesgau an. Beide geographischen Angaben passen treffend auf die oben abgesteckten Gebiete, und diese passen sich wiederum treffend in die geschichtliche Situation ein, wie sie sich zu Lebzeiten Gregors herausgebildet hatte.

Die Landnahme durch die Alamannen

Im Gegensatz zu den großen Gräberfeldern des 5. Jahrhunderts liegen die Großgräberfelder, die erst im Verlauf des 6. Jahrhunderts einsetzen, möglichst abseits der spätrömischen Kastelle: Bülach zwischen Winterthur und Zurzach, Elgg zwischen Winterthur, Irgenhausen und Pfyn, Andelfingen zwischen Winterthur, Eschenz und Pfyn, Oberbuchsitzen-Önsingen zwischen Olten und Solothurn. Es ist also alles andere, nur nicht mehr das, was wir weiter oben mit dem Begriff «Symbiose» zu umschreiben versuchten. (Die einzigen Ausnahmen sind Basel-Bernerring und Zürich-Bäckerstraße, die aber in mehrfacher Hinsicht Ausnahmen in unserem Fundgut

darstellen und beide schon nach kurzer Zeit wieder abgehen.) Auf jeden Fall dürfte sich aus den geschilderten Tatsachen soviel herauslesen lassen, daß erstens *die Besiedlung der Schweiz durch die Alamannen relativ spät* — wahrscheinlich in den letzten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts oder den ersten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts — in Gang gekommen ist, und daß sich zweitens diese Landnahme nicht als stürmische Invasion, sondern *als langsame Infiltration* abgespielt hat, wahrscheinlich ausgelöst durch die Niederlage der Alamannen gegen Chlodwig. Ich neige zur Ansicht, daß gerade in der Art, wie sich diese Ansiedlung abgespielt haben muß, der Hauptgrund für das Fehlen jeglicher schriftlichen Überlieferung zu suchen ist. Sie vollzog sich so langsam und still, daß es für den Chronisten ganz einfach nichts Nennenswertes zu berichten gab.

Zusammenfassend können wir sagen, daß auch *Ende des 6. Jahrhunderts noch nicht von einer burgundisch-alamannischen Volksbeziehungsweise Sprachgrenze gesprochen werden kann.*

Das Problem der Romanen

Es ist ganz offensichtlich, daß sich innerhalb der langsam anschwellenden Flut alamannischer Ansiedlung romanische Volksteile im Schutz der Kastellmauern gleich Enklaven auch als Sprachinseln im wörtlichsten Sinn zu halten vermochten. Dies würde das Fehlen größerer Gräberfelder im Hinterland der Kastelle Basel und Kaiseraugst und im Kraftfeld Zurzach-Vindonissa und das



Abb. 6. Kapitell eines frühmittelalterlichen Sakralbaus aus Windisch-Oberburg der Zeit um 600: Maßstab 1 : 4. (Aus JBGPV 1948/1959.)

relativ häufige Auftreten beigabenloser Plattengräber in diesen Gebieten erklären. Auf jeden Fall ist ein Kirchenbau wie jener des Linculfus in Windisch um 600 ohne eine beachtliche romanisch-christliche Trägerschaft undenkbar⁷. Die Form des Kapitells (Abb. 6) und der andern Baufragmente zeigt, daß hier die antike Tradition in den Grundformen noch durchaus lebendig ist.

Die Romanen westlich der Aare scheinen mit einem Zurückweichen ins geschütztere Hinterland auf das langsame Vordringen der Alamannen reagiert zu haben. Ihren Ausdruck findet diese Bewegung in der Verlegung des Bischofssitzes von Aventicum nach Lausanne gegen Ende des 6. Jahrhunderts. Auch in Raetien dürfte es damals zu einer Verdichtung des Romanentums gekommen sein. Trotz der scheinbaren Ähnlichkeit des Vorgangs bestand jedoch ein ganz wesentlicher Unterschied, den zu erkennen für das Verständnis des Folgenden Voraussetzung ist. Während es sich in der Ostschweiz um ein reines Zurückziehen auf das Alpen- und Voralpengebiet handelt, kreuzt im Westen dieser evakuierende Strom der Romanen den okkupierenden Strom der Burgunder (man vergleiche nochmals die barbarischen Grabfunde der Westschweiz im Zustand zu Ende des 5. Jahrhunderts (Abb. 4) und zu Ende des 6. Jahrhunderts (Abb. 5)). Das Romanentum, an seiner Spitze Marius von Aventicum, flutet nach Westen zurück, die Barbaren streben dagegen nach Osten gegen den Aarelauf im Raum von Bern. In der Westschweiz handelt es sich also nicht um ein reines Zurückweichen vorgeschobener Teile, sondern um ein Sich-Kreuzen zweier Volksgruppen verschiedenster Tradition. Während die Romanen Raetiens quasi unter sich blieben, kamen sie im Westen in engen Kontakt mit den Burgundern und ihrem barbarischen Brauchtum, was zur Folge hatte, daß sie die Sitte, den Toten in seiner Tracht zu bestatten, von diesen (wieder) übernahmen. Diese Anregung gab es im raetischen Gebiet nicht; daher wurden die Toten dort weiterhin «beigabenlos» bestattet. Im Westen fand die Anpassung der Romanen an die barbarischen Bestattungsbräuche einen Niederschlag in der Fundgruppe der

⁷ R. MOOSBRUGGER-LEU, *Frühmittelalterliche Architekturfragmente von Windisch-Oberburg*, JBGPV 1958/59, 5ff.

Daniels-Beschläge, mit denen wir uns bei der Erörterung der Situation des 7. Jahrhunderts noch eingehend werden beschäftigen müssen.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß nordöstlich der Linie Bern–Solothurn, also östlich der Aarelinie, im Verlauf des 6. Jahrhunderts das Romanentum auf Volks- und Sprachinseln zusammengedrängt wird, südlich davon in seiner Substanz verdichtet wird, wobei es in der Westschweiz längs der Linie Lausanne–Yverdon, Yverdon–Bern zu einem intensiven Kontakt mit den vordringenden Burgundern und deren Brauchtum kommt.

Die Verhältnisse im 7. Jahrhundert

Um ein möglichst dichtes Bild zu erhalten, wenden wir uns bei der Abklärung der Probleme des 7. Jahrhunderts der Fundgruppe der Gürtelbeschläge zu. Nicht allein deshalb, weil sie häufiger sind und darum eine engmaschigere Streuungskarte geben als die Fibeln, sondern weil auf ihnen die stammesmäßigen Unterschiede klarer zu erkennen sind.

Die Bedeutung des Gürtels

Bevor ich dieses Kapitel in Angriff nehme, möchte ich kurz die Bedeutung des Gürtels in der Vorstellung des frühmittelalterlichen Menschen beleuchten.

Im Jahre 1959 kam im Gräberfeld Basel-Aeschenvorstadt das spätrömische Grab 379 mit der christogrammverzierten Zwiebelknopffibel zutage. Dazu gehört ein breiter Gürtel. In seiner Publikation weist Laur-Belart darauf hin⁸, daß der Ausdruck *cingulum dare* im damaligen Sprachgebrauch gleichbedeutend war mit «jemanden zum Beamten wählen». In einzelnen hervorstechenden Gürtelformen müssen wir daher das äußere Zeichen der Amtswürde sehen.

Wenn wir bei Gregor von Tours lesen, wie Fredegunde dem feigen Haushofmeister Leonardus das Wehrgehänge wegnehmen

⁸ R. LAUR-BELART, *Ein frühchristliches Grab aus Basel*, US 23, 1959, 57ff.

läßt, das er von Chilperich erhalten hat (iussit eum... spoliare... balteo, quod ex munere Chilperici regis habebat), so wird deutlich, daß die Bedeutung des Gürtels in der Vorstellungswelt der Barbaren keine wesentlich andere ist. Ebenso wenn Gregor von Tours von Brunhilde sagt, sie hätte sich männlich gegürtet (praecingens se viriliter), wobei es für unsere Diskussion unwichtig ist, ob diese Stelle nun wörtlich oder im übertragenen Sinn zu verstehen sei.

Ohne die Psychologie oder die Ethnologie bemüht zu haben, zeigen diese Beispiele doch klar, welche hervorragende Bedeutung dem Gürtel in der Vorstellungswelt des Frühmittelalters zukam. Es sind also alle Voraussetzungen gegeben, im Gürtel einen *integrierenden, den Träger kennzeichnenden Teil der Tracht* zu erkennen. Nicht von ungefähr konnte im damaligen Byzanz ein Mörder anhand einer geraubten Gürtelschnalle seiner Tat überführt werden. Sie gehörte einer andern Trachtengruppe an als ihr unrechtmäßiger Träger, was den Verdacht auf ihn lenken mußte.

Es ist also nicht Willkür von seiten des Archäologen, wenn er der Tracht, in unserem Falle der Gürtelschnalle, und den Bestattungsbräuchen ein gewisses Gewicht beimißt und daraus seine Schlüsse zieht.

Die Gürtelbeschläg-Typen

In der Schweiz beherrschen neben vereinzelt Splittergruppen drei Typen von Gürtelbeschlägen das Feld (Taf. 1):

Der erste Typus fällt allein schon durch seine Größe unverwechselbar auf. Die Beschlägplatten können in ihrer Grundform rechteckig oder trapezförmig sein. Bei den rechteckigen Beschlägen handelt es sich um die ältere Ausformung des Typus, bei den trapezförmigen um eine jüngere Umgestaltung. In Verkennung der innern Zusammenhänge ist durch Zeiß dieser Typus nach den rein äußerlichen Erscheinungsformen in einen Typus B und A zerrissen worden, ohne daß damit inhaltlich etwas gewonnen worden wäre. Ich fasse diese beiden Untergruppen als Typus \overline{BA} zusammen.

Der zweite Typus weist wesentlich kleinere Beschläge von trapezförmigem Umriß auf. Er setzt sich aus mehreren Teilen zusammen: nicht nur aus Schnallen- und Gegenbeschlag, sondern ferner aus Rücken-, Riemen- und Ösenbeschlägen, so daß treffender von einer Gürtelgarnitur gesprochen werden muß. Es ist der von Werner herausgestellte Typus Bülach und Bern-Solothurn, wobei er richtig erkannt hat, daß es sich bei letzterem nur um eine modische Weiterentwicklung des älteren Typus Bülach handelt. Ich fasse diese beiden Untergruppen im folgenden unter der Bezeichnung Typus C zusammen.

Die Gürtelschnallen beider Typen, des Typus \overline{BA} und des Typus C, sind aus Eisen gearbeitet und in Tauschieretechnik verziert, das heißt das Muster wird aus der eisernen Grundplatte mit dem Stichel ausgehoben und mit Silber-, Gold oder Messingdrähten ausgelegt. Das Grundelement der Verzierung ist der Flechtknoten. Interessanterweise durchlaufen beiden Typen dieselbe modische Entwicklung, wobei es allerdings den Anschein hat, daß Typus C in diesem Punkt von Typus \overline{BA} beeinflußt sei.

Der dritte Typus hebt sich sowohl durch Material als auch durch Dekoration von den beiden ersten ab. Seine Beschläge sind aus Bronze gegossen, der Bügel ist mit einem echten Scharnier befestigt und hängt nicht in einer Angel. Die Zierfläche wird oft von biblischen Themen beherrscht. Die Prototypen dieser Beschläge sind in einer Gruppe spätrömischer Beinschnallen zu suchen (siehe Annex 1).

Nach den auffälligsten Vertretern wird dieser Typus oft mit dem Begriff der «Danielsschnallengruppe» umrissen. Ich spreche im folgenden von Typus D.

Grabzusammenhang der Gürtelbeschlag-Typen

Untersuchen wir diese Typen auf ihren Grabzusammenhang hin — etwas, das hier für die Schweiz zum erstenmal getan wird — so stellen wir fest:

Der Typus \overline{BA} stammt meist — soweit es sich überhaupt nachkontrollieren läßt — aus Gräbern ohne weitere Beigaben. Leider fehlen die anthropologischen Untersuchungen, die uns Klarheit

bringen könnten, ob es sich um Männer- oder Frauengräber handelt. Die wenigen Gräber mit Beigaben entpuppen sich nämlich überraschenderweise als Frauengräber. An Beigaben registrieren wir: Fibeln, Ohringe oder Halsketten. Ich gebe zu, es bereitet einige Mühe, sich vorzustellen, daß Frauen solch riesige Gürtelbeschläge getragen haben sollen. Wir müssen uns vorderhand mit der bloßen Feststellung zufrieden geben, daß Gräber mit $\overline{\text{BA}}$ -Beschlügen zur Hauptsache *keine weiteren Beigaben* aufweisen, *auf keinen Fall Waffen*.

Die C-Garnituren mit ihren Ösenbeschlügen für das Wehrgehänge sind der Gürtel des Waffenträgers. In der *Regel sind die C-Garnituren mit Waffen* vergesellschaftet. Nach ihren weiteren Beigaben handelt es sich *ausnahmslos um Männergräber*.

Wir können also abschließend feststellen, daß zwischen Typus $\overline{\text{BA}}$ und Typus C nicht nur äußerliche, formale Unterschiede, sondern auch wesentliche, innere Unterschiede im Bestattungsbrauch bestehen. Diese innern Unterschiede im Bestattungsbrauch (und nicht die äußerlich formalen) sind es, die uns mit einigem Recht erlauben, annehmen zu dürfen, daß die Träger dieser beiden Typen zwei verschiedenen Völkerschaften angehören, wobei ich hoffe, daß ich mich eingangs deutlich genug darüber geäußert habe, was ich in diesem Fall unter «Völkerschaft» verstehe.

Wie liegen die Dinge in bezug auf die Danielsgürtelschnallen, das heißt beim Typus D? Sie liegen, was die sachliche Bestandaufnahme bei der Ausgrabung anbelangt, noch schlechter als bei den $\overline{\text{BA}}$ -Beschlügen. Die wenigen Gräber mit *D-Beschlägen*, die bei der Ausgrabung zuverlässig beobachtet worden sind, weisen *keine weiteren Beigaben* auf. Nach den neuesten anthropologischen Untersuchungen handelt es sich um Frauengräber oder um mögliche Frauengräber. Im Grabzusammenhang weisen sie also eine auffällige Verwandtschaft zum Typus $\overline{\text{BA}}$ auf.

Datierung der Beschlägtypen

Alle drei Typen sind Leitfunde des 7. Jahrhunderts. In seinen neueren Arbeiten (Mindelheim) kommt Werner im Gegensatz zu seinen älteren (Münzdatierte, Bülach) zu einer Vorverlegung des

Beginns der tauschierten Beschlüge in die dreißiger Jahre, während Böhner (Triererland) den Beginn bereits um 600 ansetzen möchte. Nach meiner in der Dissertation 1957 vertretenen Ansicht, an der ich noch heute festhalten möchte, setzen diese Beschlüge in den zwanziger Jahren des 7. Jahrhunderts ein, womit das Grablegungsdatum gemeint ist. Bei den D-Beschlägen muß anhand der Dornformen angenommen werden, daß die ältesten Stücke noch ins 6. Jahrhundert hinabreichen. Leider läßt sich dies nicht belegen, da diese Gräber keine weiteren Beifunde aufweisen, sodaß von dieser Seite her keine Kontrollmöglichkeit besteht. — Damit sind die wesentlichen Punkte skizziert, die für das Verständnis des Folgenden Voraussetzung sind.

Die Streuung und Zuweisung der $\overline{\text{BÄ}}$ -Beschlüge

Die erste Karte gibt ein rein quantitatives Bild der Verteilung (Abb. 7). Dabei hebt sich die Tatsache ab, daß das Siedlungsgebiet des 6. Jahrhunderts längs der Achse Lausanne–Yverdon, Yverdon–Bern auch noch im 7. Jahrhundert als Rückgrat des erweiterten Siedlungsgebietes deutlich zu erkennen ist. Gerade aus diesem Grund möchte ich annehmen, daß es sich im wesentlichen noch um dieselbe Völkerschaft, um die Burgunder, handeln muß. Rhonetalaufwärts reicht das mehr oder weniger geschlossene Siedlungsgebiet bis Bex-Massongex. Das Schwergewicht der Streuung liegt aber eindeutig gegen die Aare zu, deren Westufer als Grenze praktisch überall eingehalten wird. Von dort ziehen sich die Fundstationen über den Jura und fänden ihre Fortsetzung in der Burgunderpforte.

Die zweite Streuungskarte (Abb. 8) bietet uns ein mehr qualitatives Bild, indem nur noch die Fundstationen der $\overline{\text{BÄ}}$ -Beschlüge signalisiert werden. Sie zeigt uns, daß diese Fundstellen gleich Girlanden die alten Römerstraßen säumen, die von Lausanne ausgehend die Aare erstreben und dann über den Jura in die Burgunderpforte führen.

Ich sehe in diesem Bild den archäologischen Niederschlag einer Konsolidierungsmaßnahme, indem die Zugangsstraßen zu den

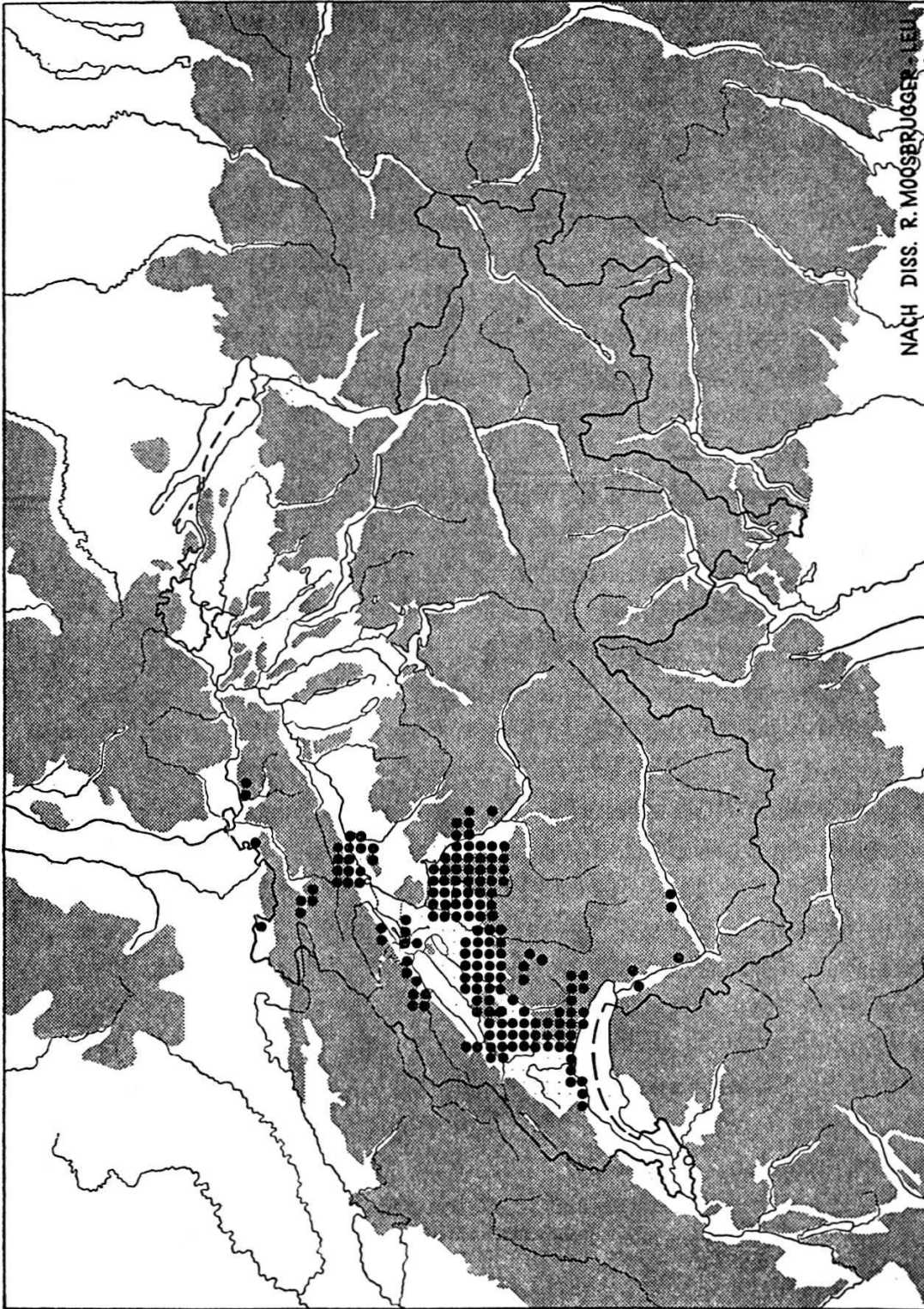


Abb. 7. Streuung der großen, tauschierten $\overline{\text{BA}}$ -Beschläge des 7. und frühen 8. Jahrhunderts. (Nach Repertorium der Ur- und Frühgeschichte, Heft 5).

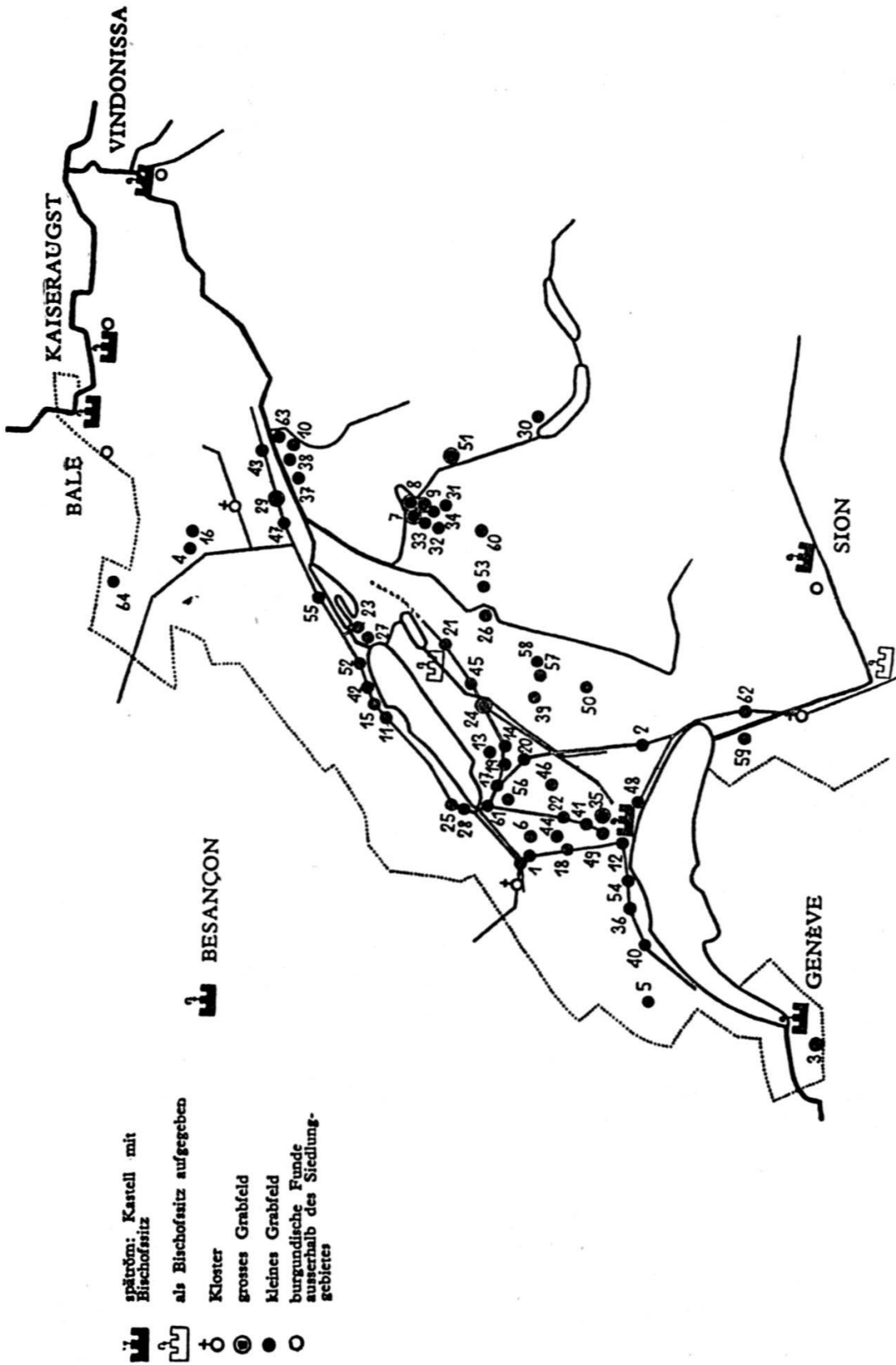


Abb. 8. Streuungskarte der Gräberfelder mit großen burgundischen Gürtelbeschlägen auf dem Netz der römischen Straßen. (Siehe Annex 2). Ferner sind die spätromischen Kastelle mit frühmittelalterlichen Bischofsitzen eingetragen.

Grenzgebieten durch regelmäßige Besiedlung gesichert werden; zudem hebt sich die Aarelinie in diesem System mit einer solchen Deutlichkeit ab, daß sich die Vermutung aufdrängt, es habe sich hier nicht nur um eine ethnische, sondern gleichzeitig auch um eine politische Grenze gehandelt.

(Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß die wenigen \overline{BA} -Beschlüge, die außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes auftauchen, stets vor den Toren der benachbarten Bischofssitze liegen.)

Die Streuung und Zuweisung der C-Beschläge

Die Streuung der C-Beschläge hat im zentralen Mittelland zwischen Bülach und Oberbuchsitzen ihr Schwergewicht (Abb. 9). Von dort aus ergießen sie sich den Juragewässern entlang bis gegen den Genfersee und der Aare nach bis ins Oberland, ja sogar über die Gemmi ins Oberwallis.

Da die ältesten Vertreter des Typus C aus dem Gräberfeld Bülach vorliegen und dort am häufigsten anzutreffen sind, dürften wir wohl kaum fehlgehen, wenn wir die Alamannen als Träger dieser Garnituren sehen.

Erweckt die Streuung der \overline{AB} -Beschlüge den Eindruck einer geordneten, um nicht zu sagen organisierten Besiedlung, so ist bei der Streuung der C-Garnituren das Gegenteil der Fall. Aber trotz des Eindrucks der verwirlichen Zufälligkeit läßt sich doch ein Leitmotiv herauslesen, das bei der Wahl des Platzes für die Heimstätten den Ausschlag gab: Es ist der gute Ackerboden an den klimatisch günstigen Lagen. (Es sei noch darauf hingewiesen, daß späte, weit nach Westen vorgeschobene C-Garnituren sich dem «burgundischen» Bestattungsbrauch anpassend ohne die Beigabe von Waffen ins Grab kommen. Hierin sehe ich den Beginn des Assimilierungsprozesses dieser exponierten Minderheiten.)

Für unser heutiges Arbeitsthema schält sich aus den Streuungskarten des 7. Jahrhunderts die Tatsache heraus, daß *alamannische Volksteile die «burgundische» Aarelinie negierend in beachtlicher Stärke nach Westen vordringen, wodurch sich westlich der Aare eine burgundisch-alamannische Überschneidungszone herausbildete.* Damit und nicht zuletzt auch wegen des Zurückströmens des romanischen

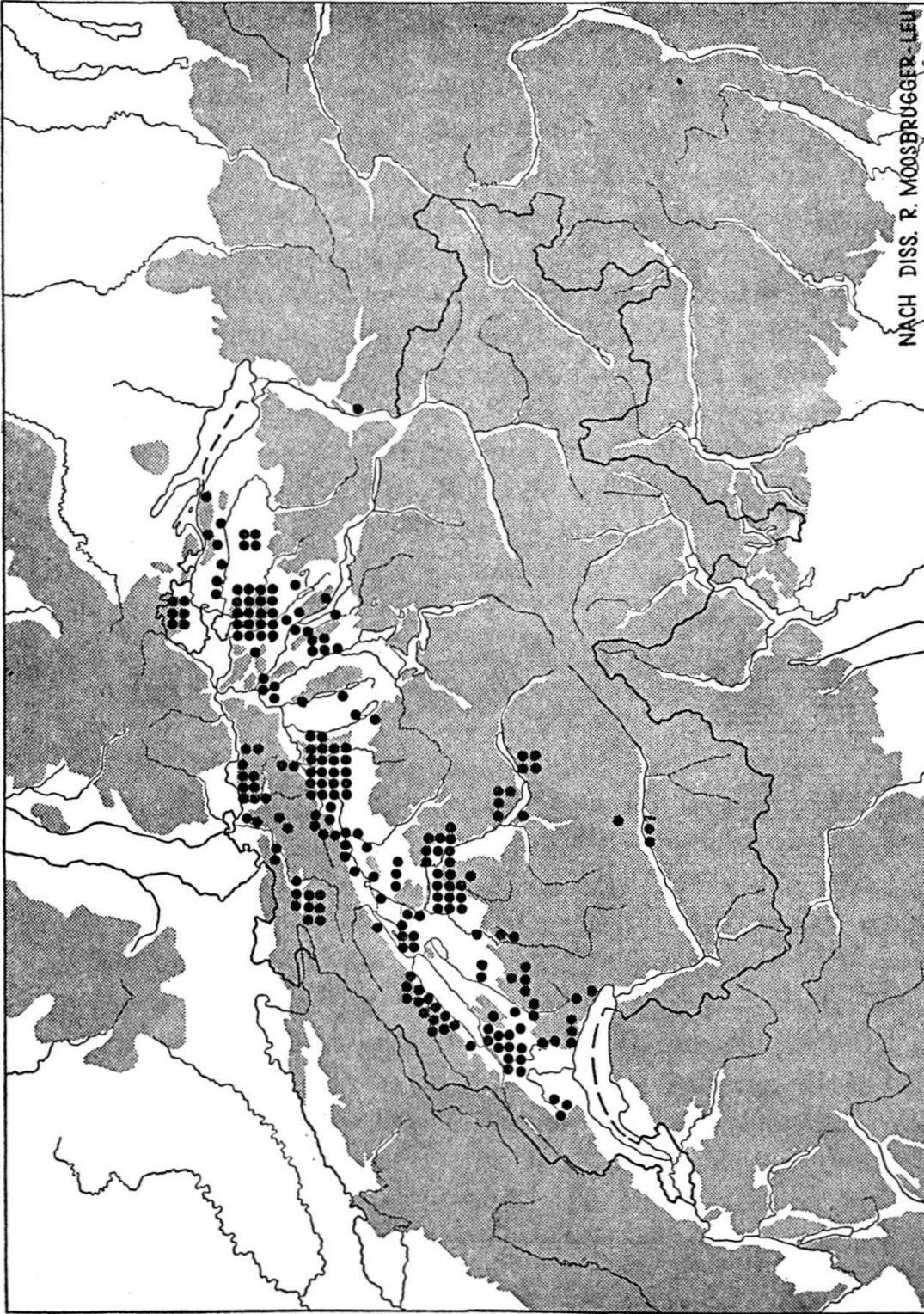


Abb. 9. Streuung der tauschierten C-Garnituren des Typus Bülach und Bern-Solothurn des 7. und frühen 8. Jahrhunderts. (Nach Repertorium der Ur- und Frühgeschichte, Heft 5.)

7. JAHRHUNDERT

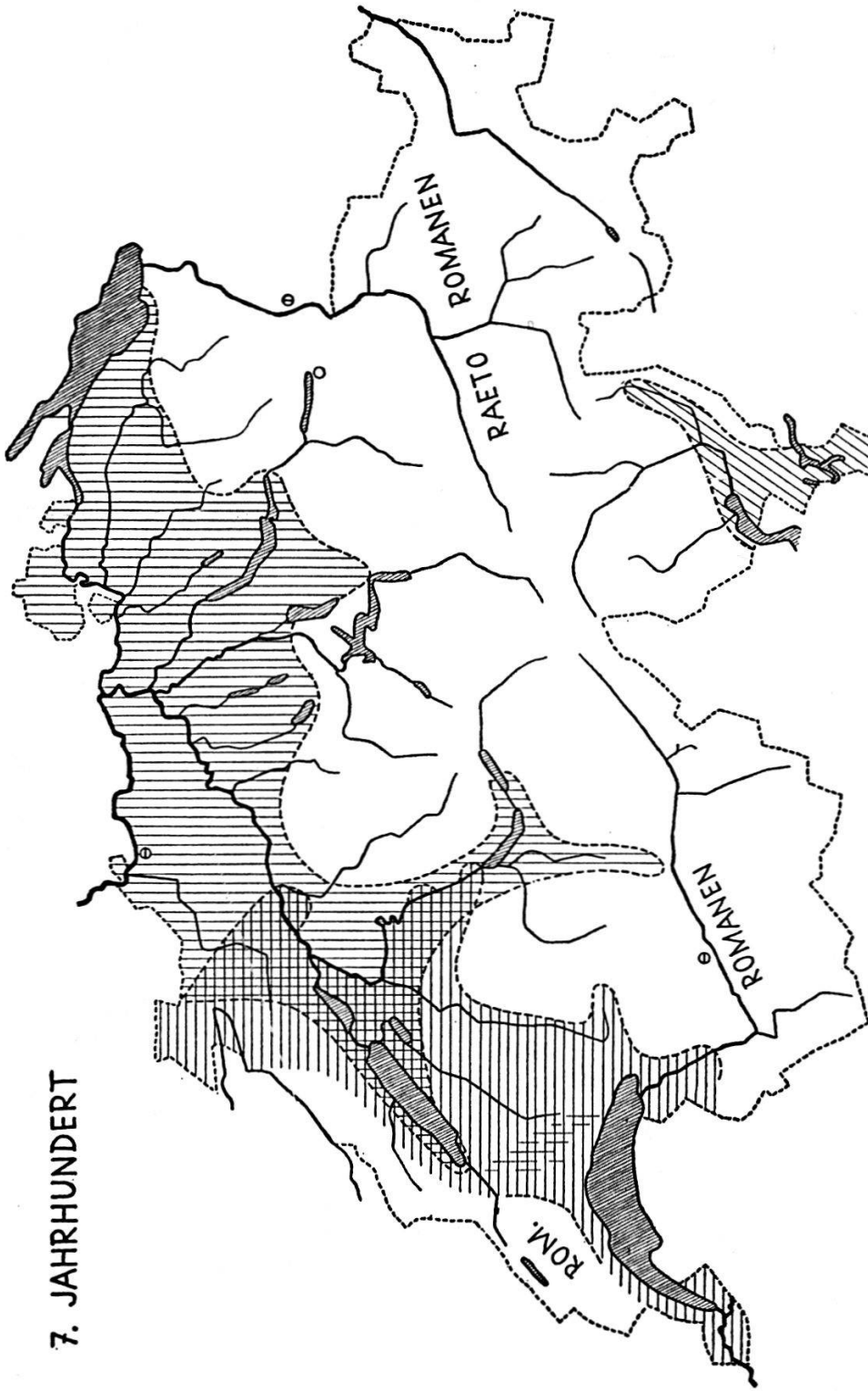


Abb. 10. Flächenmäßige Zusammenfassung der Streuungskarten 7 und 9. Waagrecht schraffiert: Streuung der BÄ-Beschlüge; senkrecht schraffiert: Streuung der C-Beschläge. Das Überschneidungsgebiet der beiden Trachtengruppen hebt sich westlich der Aarelinie und im Jura als karierte Fläche ab. Die gestrichelte Umrisslinie gibt die Ausdehnung der barbarischen Ansiedlung um 700 an, soweit sie sich durch Grabfunde belegen läßt. Schräg schraffiert: Streuung der langobardischen Funde.

Bevölkerungssubstrates war jener Prozeß eingeleitet, der die *Verschiebung der Sprachgrenze nach Westen hin* zur Folge hatte. Wenn ich die Umrißlinie des alamannischen Siedlungsgebietes bis Yverdon mit einer festen Linie ausgezogen habe, so geschah dies aus dem willkürlichen Grund, weil Yverdon westwärts die letzte Fundstation ist, wo sich mit Sicherheit durchbrochene Zierscheiben nachweisen lassen. Für das schweizerische Gebiet sind durchbrochene Zierscheiben ein charakteristischer Bestandteil der alamannischen Frauentracht.

Wenn aus dem Umstand, daß im größten Gräberfeld der Mischzone, im Gräberfeld Bern-Bümpliz, die Gräber beider Typen, des burgundischen Typus \overline{BA} und des alamannischen Typus C, kunterbunt durcheinander gehen, der Schluß gezogen werden darf, daß beide Völkerschaften friedlich mit- und nebeneinander hausten, so erscheint rückblickend die Schlacht bei Wangas als ferngelenktes Störmanöver oder als eine Episode der ersten, etwas gewaltsamen Kontaktnahme der beiden Völkerschaften, die in der Natur der Dinge lag.

Die Streuung und Zuweisung der D-Beschläge

Die Streuung der D-Beschläge hat ihren absoluten Schwerpunkt längs des Jurafußes zwischen Yverdon und Nyon (Abb. 11). Nur an der Peripherie kommt es zu Überschneidungen mit dem Streuungsgebiet der \overline{BA} -Beschlüge. Bisher wurde über diese Tatsache, daß das Streuungsgebiet der \overline{BA} -Beschlüge sich deutlich vom Streuungsgebiet der D-Beschläge absetzt, mehr oder weniger hinweggesehen (einzig Zeiß scheinen gewisse Unterschiedlichkeiten aufgefallen sein, ohne diese klarer herauszuarbeiten). Dies führte in der Folge dazu, daß die meisten Autoren diese beiden so grundverschiedenen Beschlägtypen ein und derselben Volksgruppe, den Burgundern, zuordneten⁹. Sie machten damit, um sich kraß auszudrücken, aus einem X ein U. Es ist nicht die Verschiedenartigkeit der Streuung allein, sondern auch die Ver-

⁹ L. WALLERSTEIN, *Der Mensch als künstlerisches Motiv bei Franken, Alemannen und Burgunden*. Diss. Köln 1934, 40.

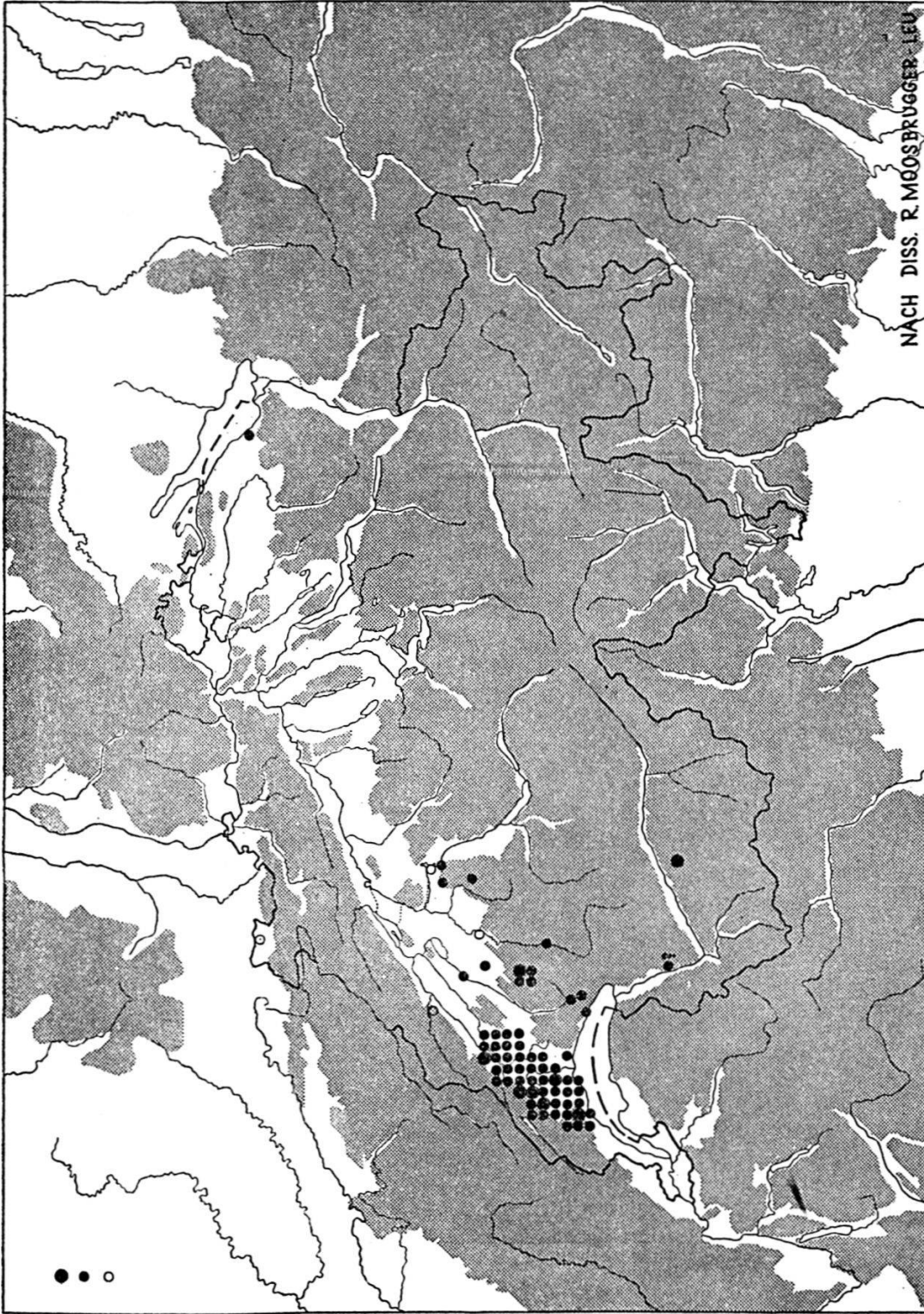


Abb. 11. Streuung der bronzenen D-Beschläge (Danielschnallengruppe). Man vergleiche die total andere Streuung der BA-Beschläge auf Abbildung 7. (Nach Repertorium der Ur- und Frühgeschichte, Heft 5.)

schiedenartigkeit der Stile, die mich veranlaßten, im Gegensatz zur bisherigen Forschung in den Trägern der D-Beschläge *nicht Burgunder, sondern Romanen* zu sehen. Es fehlt hier der Raum, diese Ansicht eingehend zu erörtern. Ich möchte mich damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß meine These durch die jüngsten anthropologischen Untersuchungen bestätigt wird¹⁰.

Daß dieser Niederschlag romanischen Fundguts bereits als Ausdruck eines intensiven Kontakts zwischen der alteingesessenen Bevölkerung und den Burgundern, das heißt deren Bestattungsbräuchen, zu werten ist, habe ich bereits dargelegt. Trotz dieses Austausches glaube ich sagen zu dürfen, daß sich *in der Westschweiz* neben den eigentlichen Mischgebieten am Genferseeufer *noch im 7. Jahrhundert deutlich zwei Landschaften abheben: eine vorwiegend romanische westlich der Linie Lausanne–Yverdon und eine vorwiegend burgundische längs der Linie Lausanne–Yverdon–Bern*. Vorausgesetzt, daß meine Interpretationen richtig sind.

Die archäologischen Begriffe

Ich lasse mich gerne dahin korrigieren, daß bei streng angewandter Terminologie nach 533 nicht mehr von Burgundern, sondern nur noch von Transjordanen gesprochen werden dürfte. Ich würde dem dann vielleicht entgegenhalten, daß der Archäologe, wenn er einen solchen Begriff verwendet, nicht unbedingt dasselbe vor Augen hat wie der Geschichtsforscher, dessen Hauptaugenmerk sich auf die politischen Ereignisse richtet. Diese können sich aber sehr oft an der Oberfläche abspielen, ohne daß sie sich auf die Bevölkerungsstruktur auswirken. Und diese Bevölkerungsstruktur hat der Archäologe vor sich. So kann er zum Beispiel anhand des Fundmaterials sagen, daß das Erlöschen der burgundischen Eigenherrlichkeit kaum nennenswerte Erschütterungen oder gar Umschichtungen der Bevölkerungsstruktur zur Folge gehabt hat. Typisch fränkisches Fundgut ist äußerst selten zu beobachten

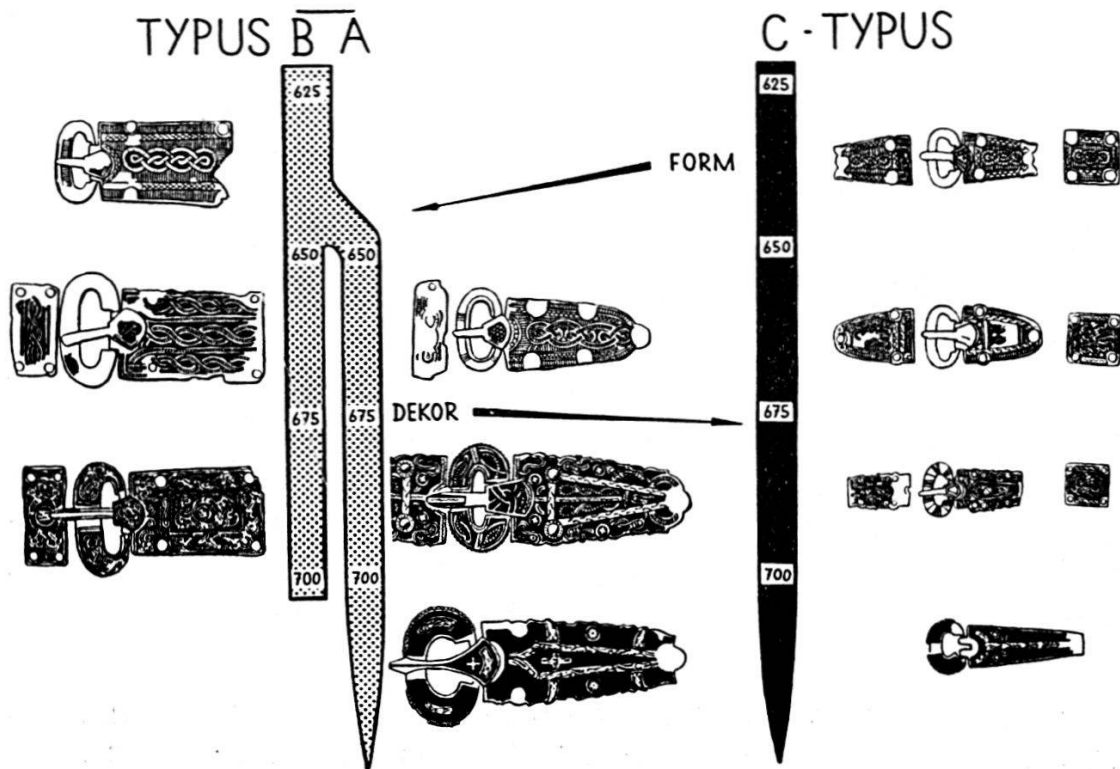
¹⁰ E. HUG, *Eine burgundische Gürtelschnalle in Arbon*, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 77, 1959, 132.

und beschränkt sich auf das unmittelbare Einzugsgebiet der Kastelle. Aus diesem Grunde spricht der Archäologe auch weiterhin von Burgundern, denn trotz dieser wenigen feststellbaren Fremdeinflüsse hat die Bevölkerungsstruktur in ihrer Substanz keine grundlegende Änderung erfahren.

Der Begriff «Burgunder» ist also so locker aufzufassen, daß er durchaus in der Lage ist, sogar kleinere Fremdkörper im Laufe der Zeit zu assimilieren, aber immer vorausgesetzt, daß dadurch keine wesentliche Änderung in der Grundstruktur ausgelöst oder bewirkt wird. Mit andern Worten: die Gürtelbeschlägtypen sind Bestandteile einer Tracht und nicht einer Uniform, und sie sind erst recht kein Garant für ein national ausgerichtetes Denken.

Wechselbeziehungen zwischen den Beschlägtypen

Sah ich bisher meine Hauptaufgabe darin, den archäologischen Aspekt möglichst klar und einfach herauszuarbeiten, so komme ich doch nicht darum herum, die Sache abschließend zu differenzieren:



Wie das Überblicksschema veranschaulicht, kann sich nur unter dem Einfluß der trapezförmigen C-Beschläge das rechteckige B-Beschläg zum trapezförmigen A-Beschläg umgeformt haben. Die früheste Ausformung dieses abgewandelten Typus stammt aus Erlach Grab 39. Sie weist noch das schmalrechteckige Gegenbeschläg auf und gehört dem übrigen Fundinventar nach zu einem Frauengrab. Die starke Verbundenheit der A-Beschläge mit den B-Beschlägen ist damit trotz des festgestellten C-Einflusses belegt.

Die C-Beschläge sind im Dekor wiederum durch die \overline{BA} -Beschläge beeinflußt. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts wird zudem die Fundvergesellschaftung mit Waffen immer seltener. Dies gilt besonders für die C-Beschläge in exponierten Lagen westlich der Aare, so daß hier von einer Angleichung an die Bestattungsart der \overline{BA} -Beschläge gesprochen werden könnte. Jedoch bis zu den letzten Ausläufern des 8. Jahrhunderts handelt es sich niemals um ein Frauengrab.

Bei den D-Beschlägen muß bereits die Anpassung an die barbarischen Bestattungssitten als ein einschneidender Fremdeinfluß gewertet werden. (Dies könnte als ein Musterbeispiel dafür angeführt werden, was wir weiter oben als den Beginn eines grundlegenden Strukturwandels bezeichneten.) Hinzu kommt, daß mit der zunehmenden Barbarisierung der Darstellung die Umschriften verwildern und dann gänzlich wegfallen. Je exponierter die Fundlage ist, um so stärker machen sich germanische Tierstilelemente bemerkbar. Mitunter kann es auch vorkommen, daß D-Beschläge gleich den B-Beschlägen mit einem schmalrechteckigen Gegenbeschläg ausgerüstet werden.

Es zeichnen sich also im archäologischen Fundmaterial deutlich Spuren einer wechselseitigen burgundisch-romanischen Beeinflussung ab, die wohl als Ausdruck eines immer stärker umsichgreifenden Angleichungsprozesses gewertet werden müssen.

Da im 8. Jahrhundert die Sitte, den Toten mit Beigaben zu bestatten, allgemein erlischt, ist es dem Archäologen nicht mehr möglich, festzustellen, welche Volkskomponente da oder dort letztlich die andern dominiert. Der Archäologe muß sich abschließend mit der Feststellung begnügen, daß diese Angleichungsprozesse um 700 in vollem Gange sind. In den Gräberfeldern der spätrömischen

Kastelle, oder jetzt besser der frühmittelalterlichen Bischofssitze am Rheinknie, wächst der Prozentanteil der barbarischen Bestattungen in der Endzeit immer rascher an. Des weitern darf gesagt werden, daß im Raum zwischen Solothurn–Bern–Freiburg–Yverdon die Träger der \overline{BA} -Beschlüge und der C-Beschläge, nach meiner Interpretation also die burgundischen und alamannischen Elemente, um 700 sich ungefähr die Waage halten, in einem Raume, der hundert Jahre früher nur von der einen Gruppe beherrscht wurde. Dies zeigt mit aller Deutlichkeit, daß damit jener Prozeß in vollem Gange war, der die Verschiebung der Sprachgrenze nach Westen über die Aarelinie zur Folge hatte.

Mögen meine Interpretationen, das heißt die Zuordnungen der Gürtelbeschlüg-Typen zu den einzelnen Völkerschaften, nun richtig oder falsch sein, soviel steht fest, daß sich selbst um 700 in der Tracht und im Brauchtum, und darauf lege ich besondern Wert, einzelne Volksgruppen noch deutlich voneinander abheben, auch wenn die Tuchföhlung in einzelnen Gebieten sehr eng geworden ist.

Annex 1

Es ist unmöglich, alle Gründe anzuföhren, die mich bewogen haben, die D-Beschläge den Romanen zuzuschreiben. Es seien hier lediglich zwei Beschläge aus dem schweizerischen Fundgut einander gegenübergestellt, die die Behauptung skizzenhaft belegen mögen. Das erste stammt aus dem Grab Kaiseraugst 108 (Abb. 13). Es ist aus Bein gearbeitet. Das zweite stammt aus der Umgebung von Yverdon und ist aus Bronze gegossen (Abb. 14). Leider läßt sich keines der beiden durch Beifunde genauer datieren.

Das Grab Kaiseraugst 108 weist als weiteren Fund eine Haarnadel mit Würfelkopf auf, die für die Datierung direkt nichts abwirft. Den einzigen geringen Anhaltspunkt liefert die Lage des Grabes innerhalb des Gräberfeldes. In seiner Nachbarschaft liegen Gräber des späten 4. und des 5. Jahrhunderts. Das Beschläg von Yverdon ist wegen seiner Dornform eines der ältesten unter den bronzegegossenen D-Beschlägen. Nach seiner Dornform ist es ins spätere 6. Jahrhundert zu datieren.

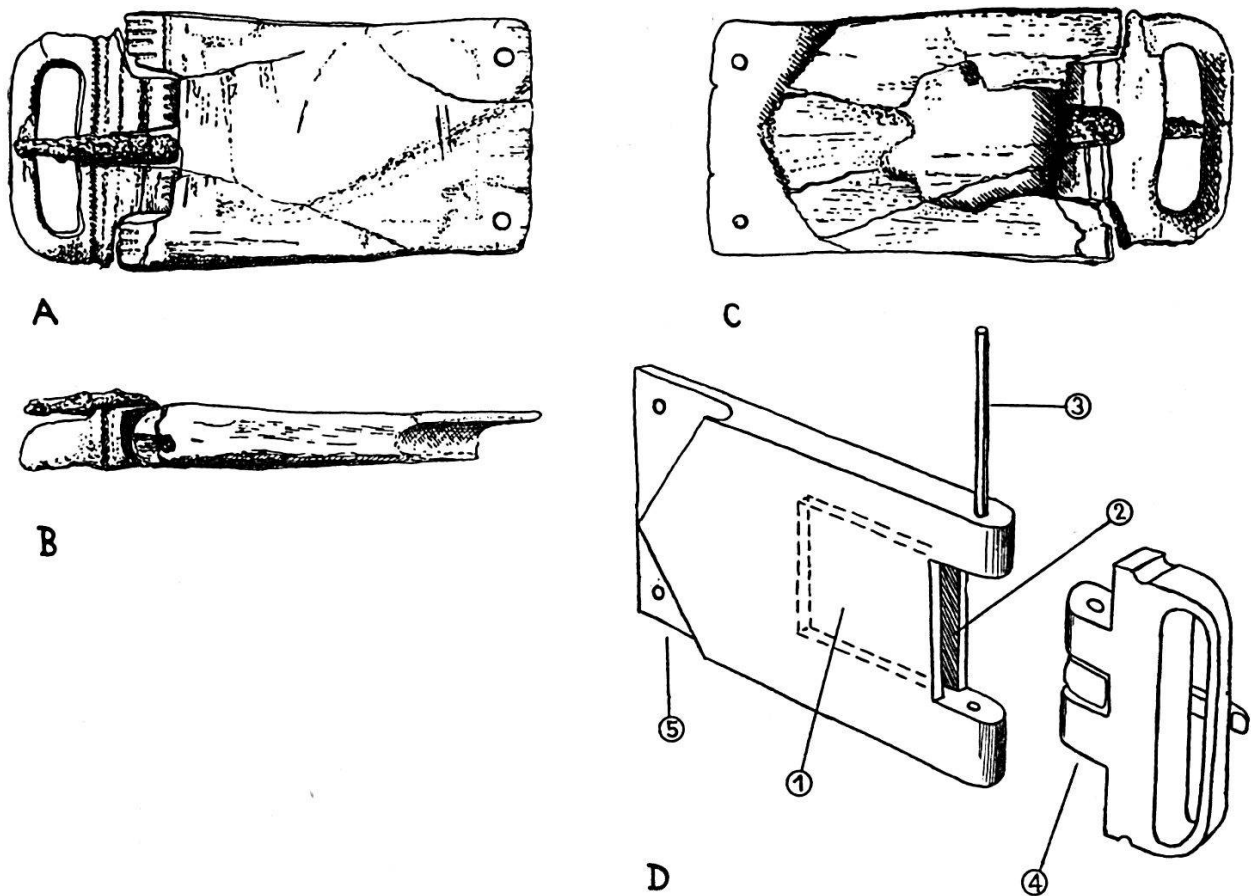


Abb. 13. Beinernes Gürtelbeschlag aus Grab 108 des spätrömisch-frühmittelalterlichen Gräberfeldes Kaiseraugst. A = Schauseite, B = Seitansicht von unten, C = Rückseite, D = Rekonstruktion: 1 Kasette, 2 Öffnung der Kasette, 3 Scharniersplint, 4 Schnallenscharnier, zugleich Verschluss der Kasette, 5 Abtreppung zur Befestigung des Riemens. Maßstab 1 : 2.

Betrachten wir das beinerne Beschlag *Kaiseraugst 108*, so fallen uns konstruktive Eigenheiten auf, die wir beim andern wiederfinden, obwohl das eine aus Bein, das andere aus Bronze gearbeitet ist. Die Beschlagplatte ist von beachtlicher Dicke und in ihrer Endpartie abgetreppt (5). Hier setzte einst der Lederriemen des Gürtels an. Die beiden Nietlöcher der Befestigung sind noch vorhanden. Die Platte war ausgehöhlt; heute ist die Rückwand eingedrückt. Schnallenbügel, Dorn und Beschlag sind durch einen Splint in einem echten Scharnier verbunden. Wahrscheinlich wurde damit gleichzeitig auch der kassettenartige Hohlraum geschlossen, der sich jedenfalls gegen die Scharnierseite hin öffnet (2). Die Konstruktionsart des Bügels ist vom Material her bedingt. Ihr

gilt unser Hauptaugenmerk. Der Schnallenring geht nämlich nicht direkt in die Scharnierzapfen über. Zwischen beiden Funktionsteilen ließ der Beinschnitzer einen zusätzlichen Streifen Material zur Verstärkung stehen, denn hier lag wegen des Einschnittes für den Scharnierzapfen des Dorns der schwache Punkt. Diese Verstärkung ist — wie gesagt — durch die Qualität des Werkmaterials bestimmt¹¹.

Das Beschlag von *Yverdon* ist aus Bronze gegossen. Am Ende ist die Platte zur Befestigung des Lederriemens abgetreppt (8). Die Platte selber weist ebenfalls einen Hohlraum auf, der ursprünglich mit einem Eisenblech auf der Rückseite abgedeckt war (2). Die Öffnung (4) der Kasette schaut diesmal nach oben und konnte mit einem Riegel (5) verschlossen werden, der beim Scharniersplint (7) eingerastet werden konnte. Interessant ist nun, daß auch bei diesem Bronzebeschlag der Schnallenbügel eine Verstärkung aufweist, welche durch ein gedrehtes Seilband ausgezeichnet ist⁹. Bei einem Bronzeuß ist aber diese Verstärkung nicht vonnöten. Dies muß auch sehr bald einmal erkannt worden sein, denn die jüngeren Beschläge kennen diese Eigentümlichkeit nicht mehr.

Wir dürfen also füglich die beinerne Schnalle von Kaiseraugst 108 als Prototyp des D-Beschlages von *Yverdon* bezeichnen. Hinzu kommt, daß beide Beschläge als Gürtelreliquiare gebaut sind¹². Ein weiteres Beispiel ist das beingeschnitzte Beschlag von Wahlern-Elisried 33. Es zeigt uns, daß beingeschnitzte Exemplare auch im 7. Jahrhundert vereinzelt noch anzutreffen sind. Es enthielt Baumwollfasern, die der Träger als Reliquie auf sich trug¹³. Die ältesten D-Beschläge knüpfen also nicht nur in bezug auf die technischen Eigentümlichkeiten an die spätrömischen Vorbilder an, sondern stehen mit diesen offensichtlich auch in derselben christlichen Tradition.

¹¹ E. SALIN, *La civilisation mérovingienne*. Paris 4, 1959, weitere Beispiele: Arles (Abb. 186, dazu S. 411), Issoudun (Abb. 158, dazu S. 367).

¹² E. SALIN, 4, 1959, 107, hat als erster die Vermutung geäußert, es könnte sich beim Beschlag von *Yverdon* um ein Reliquiar handeln. In Abb. 19 bringt er eine höchst ungenaue Zeichnung der Rückseite unseres Beschlages. (Abb. 14 c).

¹³ Bestimmt durch Herrn F. Schweingruber, BHMB.

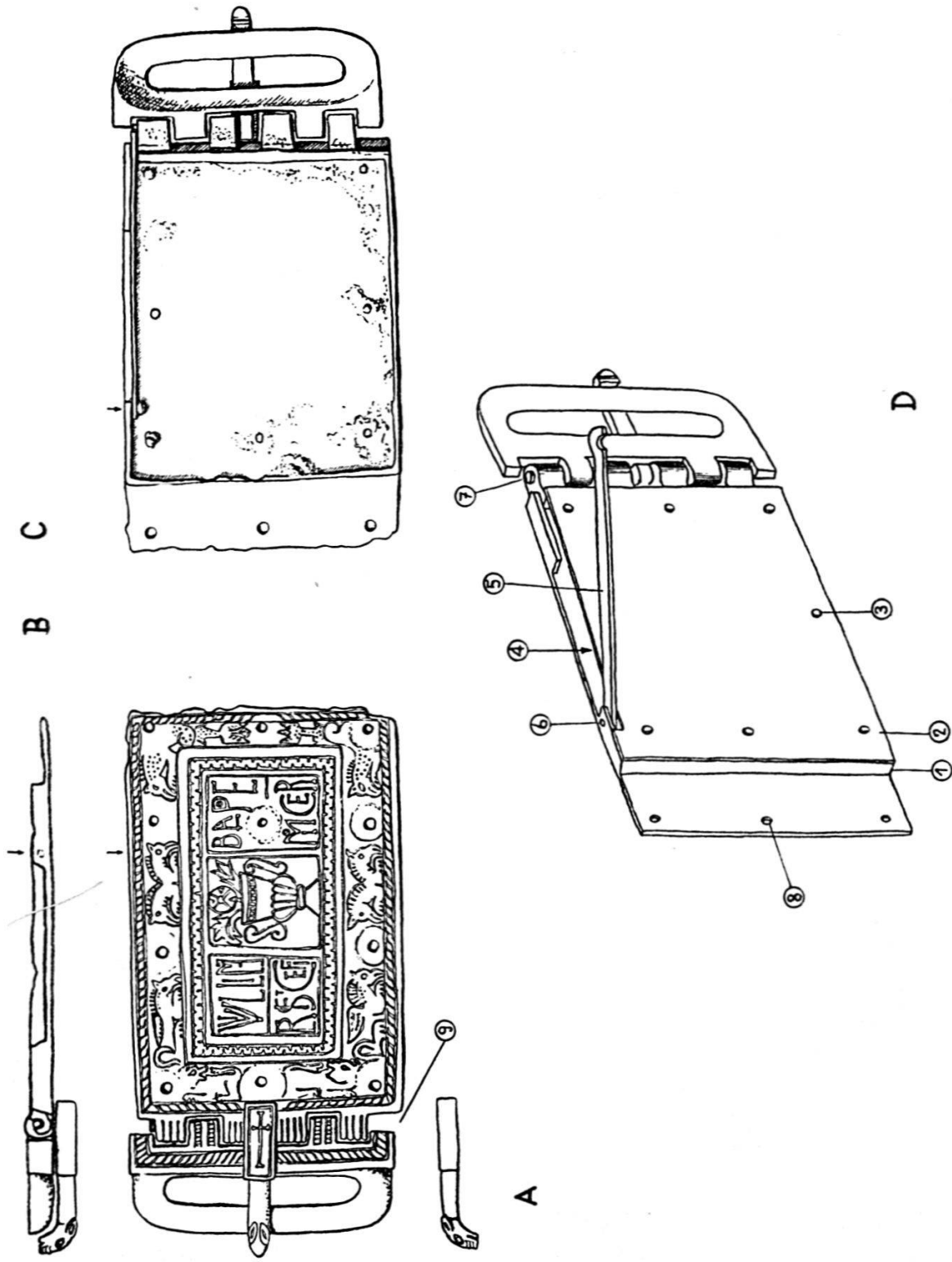


Abb. 14. Bronzenes D-Beschläg aus der Umgebung von Yverdon. A = Schauseite, B = Rückseite, C = Rückseite, D = Rekonstruktion: 1. Kassettenrand, 2. eisernes Deckblech, 3. Niet zur Befestigung des Deckbleches, 4. Öffnung der Kasette, 5. Verschlussriegel, 6. Scharnier des Verschlussriegels (bei A, B und C mit einem Pfeil markiert), 7. Scharniersplint, gleichzeitig Rast des Verschlussriegels, 8. Abtreppung zur Befestigung des Riemens, 9. Zierstreifen der Verstärkung. Maßstab 1:2.

Annex 2

Fundorte der \overline{BA} -Beschläge in alphabetischer Reihenfolge zu Abb. 8

Nummer	Station	Typ		Nummer	Station	Typ	
		B	A			B	A
1	Arnex-Bofflens	4		33	Köniz-Riedburg	1	
2	Attalens	1	3	34	Köniz-Wabern	1	
3	Bardonnex	1		35	Lausanne-Bel Air . . .	8	
4	Bassecourt	2		36	Lavigny	1	
5	Bassins		2	37	Leuzigen	1	
6	Bavois	1		38	Lüßligen	1	
7	Bern-Bümpliz	15	4	39	Lussy	2	
8	Bern-Rosenbühl. . . .	4	1	40	Le Mont s/Rolle		1
9	Bern-Weißenbühl . . .	5	1	41	Morrens.	2	
10	Biberist	2		42	Neuchatel-Serrieres .	2	
11	Boudry-Areuse	1		43	Oberdorf b. Solothurn .		2
12	Chavannes s/Morges.		1	44	Oulens	1	
13	Chavannes-le-Chêne .		1	45	Payerne-Pramay	3	
14	Combremont	1		46	Peyres-Possens		2
15	Corcelles	1		47	Pieterlen	1	
16	Courfaivre	2		48	Pully		1
17	Cronay		2	49	Romanel s/Lausanne . .	1	2
18	Daillens	2	1	50	Romanens	1	
19	Demoret	3		51	Rubigen	4	1
20	Denecy	1		52	St-Blaise	2	
21	Donatyre	1		53	Tavel	1	
22	Echailens	1		54	Tolochenaz	1	2
23	Erlach	3	1	55	Twann	2	
24	Fetigny	5	8	56	Ursins	1	1
25	Fiez		1	57	Villargiroud		1
26	Fribourg	1	1	58	Villarlod		1
27	Gals	1		59	Vouvry		1
28	Giez		1	60	Wahlern-Elisried . . .		4
29	Grenchen	6	1	61	Yverdon	2	1
30	Hilterfingen	1		62	Yvorne		1
31	Köniz-Oberwangen . . .	2		63	Zuchwil		1
32	Köniz-Niederwangen. .	2		64	Bonfol*		1

* Gürtelbeschläg von Bonfol: In Größe, Form und Machart schließt es sich zweifellos an die großen, rechteckigen, burgundischen B-Beschläge an. Es weicht lediglich im Motiv ab. An Stelle des Flechtbandes ist das Binnenfeld mit einer tauschierten Daniel-Darstellung verziert. Damit weist es auch Beziehungen zur Daniel-Schnallengruppe auf.

Annex 3

Diskussionsbeitrag: Der Referent der Geschichtsforschung, Herr Professor Beck, konzentrierte sich auf einen Ausschnitt des gestellten Themas. Als wesentlichen Beitrag von dieser Seite erachte ich die Bemühungen, die Zahl der burgundischen Siedler zu ermitteln. Diese vielleicht für viele überraschend niedrigen Zahlen decken sich mit jenen, die auch bei jüngeren Diskussionen in Kreisen der Archäologen genannt werden.

Des weitern versuchte der Referent, den Raum der ersten Ansiedlung der Burgunder in der Sapaudia auf das Stadtgebiet von Genf zu beschränken. Was er bei seiner Argumentation außer acht ließ, ist die nach meinem Dafürhalten mindestens ebenso wichtige Frage nach der Bevölkerungsdichte der ansässigen Romanen. Denn erst, wenn wir die Zahl der Alteingesessenen im Gebiet von Genf abschätzen können, sind wir in der Lage, einigermaßen beurteilen zu können, ob diese Schicht fähig war, auch eine kleine Schar von 5000 bis 10 000 Neusiedlern zu tragen, das heißt vorerst zu ernähren. Ich vermissе also die *Relation zwischen der Zahl der Alteingesessenen und der Zahl der Zugewanderten*.

Ich neige zur Ansicht, daß nicht nur die Zahl der zugewanderten Burgunder, sondern auch die Zahl der ortsansässigen Romanen niedrig anzusetzen ist. Für die Praxis würde dies bedeuten, daß auch eine scheinbar kleine Schar von 5000 bis 10 000 Zuwanderern über einen weiteren Raum als das engere Stadtgebiet von Genf einquartiert werden mußte. Beachtet man, daß alle künstlichen Schädeldeformationen (Abb. 2) und die gesicherten Grabfunde der Frühzeit (Abb. 4. Zu Yverdon ist ein Fragezeichen gesetzt, da der dortige Fund sehr wohl auch in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts datiert werden könnte) innerhalb eines Umkreises von zehn Wegstunden vom Zentrum Genf liegen, so hält sich dieses Bild durchaus in angemessenen Proportionen. Angemessen im Sinne eines Verhältnisses zur Bevölkerungsdichte der Altsässen.

Ein anderes Problem ist die überraschende Bevölkerungszunahme im 6. und dann vor allem im 7. Jahrhundert. Es handelt sich um ein Zeitphänomen, wie wir es heute in drastischer Form miterleben. Diese überraschende Bevölkerungszunahme beobachten wir genau so in den burgundischen wie in den alamannischen Gräberfeldern. Auch wenn die Burgunder als kleine Schar in unser Land kamen und wenn sie sich schon relativ früh mit der alteingesessenen Bevölkerung verschwägerten — immerhin ist zu bedenken, daß die beiden Völkerschaften noch zu Beginn des 6. Jahrhunderts verschiedenen Gesetzen unterstanden —, so schließt weder das eine noch das andere ein spürbares Anwachsen der burgundischen Substanz im Verlauf des 6. Jahrhunderts und dann vorab im 7. Jahrhundert aus. Die ungebrochene Tradition der Reihengräberfelder und der Reihengräberfelderkultur spricht hier eine zu deutliche Sprache. Wie ich darzulegen versucht habe, ist diese barbarische Tradition im späten 6. und im 7. Jahrhundert derart

stark, daß die Romanen der Kontaktzone sich ihrer Wirkung nicht entziehen konnten. In diesem Spannungsfeld liegt der Horizont der Danielschnallen. (Nach den Untersuchungen W. v. Wartburgs hat das Zurückweichen der Bevölkerung aus dem Vorland zur Romanisierung Churrätians beigetragen. Ein Beitrag, den ich nicht in Abrede stellen möchte. Trotzdem wäre einmal zu untersuchen, ob bei der Romanisierung dieser Alpentäler die sprunghafte Zunahme der ortsansässigen Bevölkerung nicht die entscheidendere Rolle spielte als die Zuwanderung von außen?)

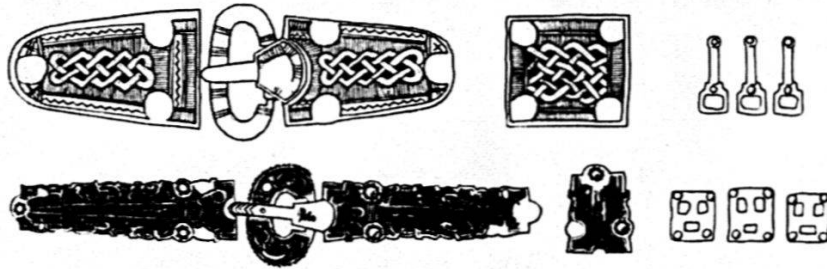
Wenn ich den Herrn Referenten richtig verstanden habe, so stellt er unausgesprochen den «burgundischen Charakter» der archäologischen Bodenfunde um den Genfersee in Frage. Dabei sind die Überlegungen die folgenden: einmal, daß die Burgunder nur als kleine Schar in die Sapaudia einwanderten und sich in der engeren Umgebung von Genf niederließen, zum andern, daß schon sehr bald der Hauptsitz nach Lyon verlegt wurde.

Als Archäologe habe ich zur Problematik der ersten Überlegung Stellung genommen. Den Historikern sei die Frage vorgelegt, ob die Verlegung des Hauptsitzes des burgundischen Königshauses von Genf nach Lyon mit einer Verschiebung der Volksschaft gleichgesetzt werden muß? — Es will mir scheinen, daß besonders im Frühmittelalter die Volksgeschichte — und diese steht im Mittelpunkt unseres heutigen Themas — durch den Gang der Politik nur wenig beeinflußt wird. (Hierbei wären deutlich zwei Phasen zu unterscheiden: eine erste der Wanderungszeit mit einem Volkskönigtum, das durch den Volkswillen getragen wird, und einer zweiten Phase der Ansiedlungszeit, wo die Machtpolitik des Königshauses mehr und mehr ihren Eigenweg geht.) Gerade bei der Verlegung des Hauptsitzes des Königshauses nach Lyon dürfte es sich um ein bloßes Politikum gehandelt haben, wenigstens liegen im Quellenmaterial Ansätze vor, die in dieser Richtung weisen, so wenn Marius die Ereignisse wie folgt umschreibt: *Eo anno Burgundiones partem Galliae occupaverunt terrasque cum Gallis senatoribus dividerunt*. Diese Beschreibung erweckt nicht den Eindruck, es habe sich um eine kämpferische Eroberung gehandelt — man bedenke die geringe Zahl der Burgunder und das Riesenausmaß dieses Reiches —, sondern eher um eine abgekartete Besetzung oder noch eher um eine Handänderung, die im Interesse der alteingesessenen, romanischen Großgrundbesitzer lag. Sitzt der Akzent auf «*cum senatoribus*», dann wird die Verlegung Genf–Lyon zu einem reinen Politikum, wobei sogar ungewiß bleibt, ob die Könige die Schiebenden oder die Geschobenen waren. Aus solchen Überlegungen heraus kann ich mich der Interpretation, daß dieser politischen Rochade eine Verschiebung größerer burgundischer Volksmassen gegen die Machtzentren parallel gehen müsse, nicht anschließen.

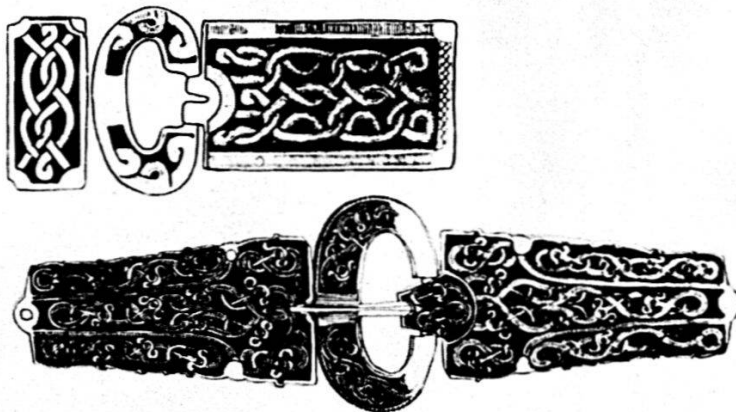
Daß diese Ausweitung des politischen Machtbereiches Verschiebungen burgundischer Volksteile zur Folge gehabt haben muß, liegt in den Umständen der Dinge. Herr Professor Beck sieht sie in Richtung auf die Civitates, vorab Lyon und Genf. Nach den archäologischen Funden, sofern ich

TAFEL I

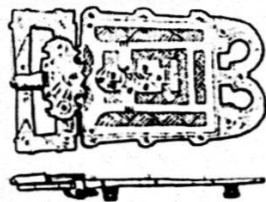
TYPUS C



TYPUS $\bar{B}A$



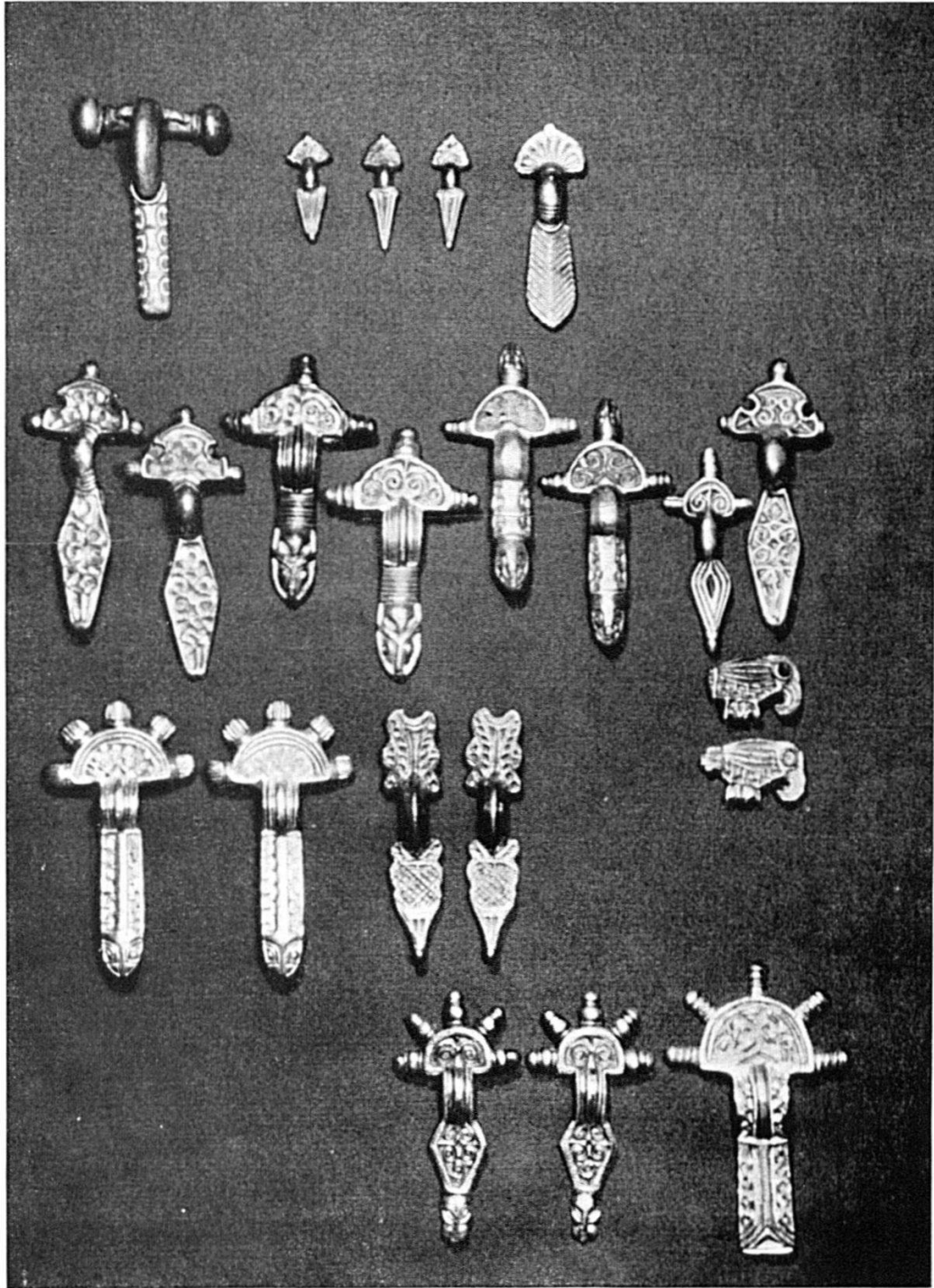
TYPUS D



Die Gürtelbeschläg-Typen der Schweiz: Typus C = alamannische Garnituren mit Ösen des Wehrgehänges; Typus $\bar{B}A$ = die großen burgundischen Beschläge; Typus D = in Bronze gegossene Beschläge der Romanen. Typus C und BA sind aus Eisen gearbeitet und tauschiert.

Maßstab 1 : 4.

TAFEL 2



Die Fibeln des Gräberfeldes Basel-Gotterbarmweg. Sie belegen das 5. und frühe 6. Jahrhundert.

sie richtig interpretiere, verlaufen sie gerade in umgekehrter Richtung, nämlich nicht gegen die Zentren, sondern gegen die Grenzen des politischen Interessengebietes.

Damit habe ich auch eigentlich schon die an mich gerichtete Frage des Diskussionsleiters, Herrn Professor van Berchem, beantwortet. Es war die Frage nach der Verbreitung der Reihengräberfunde außerhalb des Untersuchungsgebietes. Sie liegen in ihrer Masse nicht im Zentrum des Rhonebeckens bei Lyon, sondern auch dort in den Grenzgebieten, namentlich in der Burgunderpforte, wo sie die Fortsetzung dessen bilden, was sich auf schweizerischer Seite als Aarelinie abzeichnet. Sie liegen nicht dort, wo sie Herr Professor Beck vermutet.

Als Gesamteindruck der heutigen Tagung nehme ich die Erinnerung mit nach Hause, wie sehr die Ergebnisse der Sprachforschung mit denen der Archäologie übereinstimmen.

DER SPRACHGESCHICHTLICHE ASPEKT

VON STEFAN SONDEREGGER

Die heutige viersprachige Schweiz mit ihren Komponenten Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch ist erst ein später Ausgleich einer noch um vieles mehrschichtigeren Schweiz im Altertum. Was an Sprach- und Volksschichten dem Mittelalter vorausliegt, an Keltischem, Illyrisch-Rätischem und vielleicht weiteren Schichten berührt uns hier nicht mehr. Sprachlich beginnt für uns das Mittelalter mit folgenden Voraussetzungen:

1. Der weitgehenden Romanisierung der älteren Schichten des Keltischen und Illyrischen seit der Römerherrschaft und römischen Durchdringung der heutigen Schweiz vom 1. Jahrhundert v. Chr. an. Dieser Romanisierung sind auch die Spuren der voralemannischen oder nichtalemannischen Germanen auf dem Boden der Schweiz sehr früh und rasch anheimgefallen: Die Burgunder in der Westschweiz — wir kommen auf die sprachgeschichtlichen Probleme des Burgundischen noch zu sprechen —, mit denen seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. zu rechnen ist; die vereinzelt von Ostgoten im Raum der östlichen Alpenpässe im 4. und 5. Jahrhundert und von Langobarden in der Südschweiz im 5. und 6.